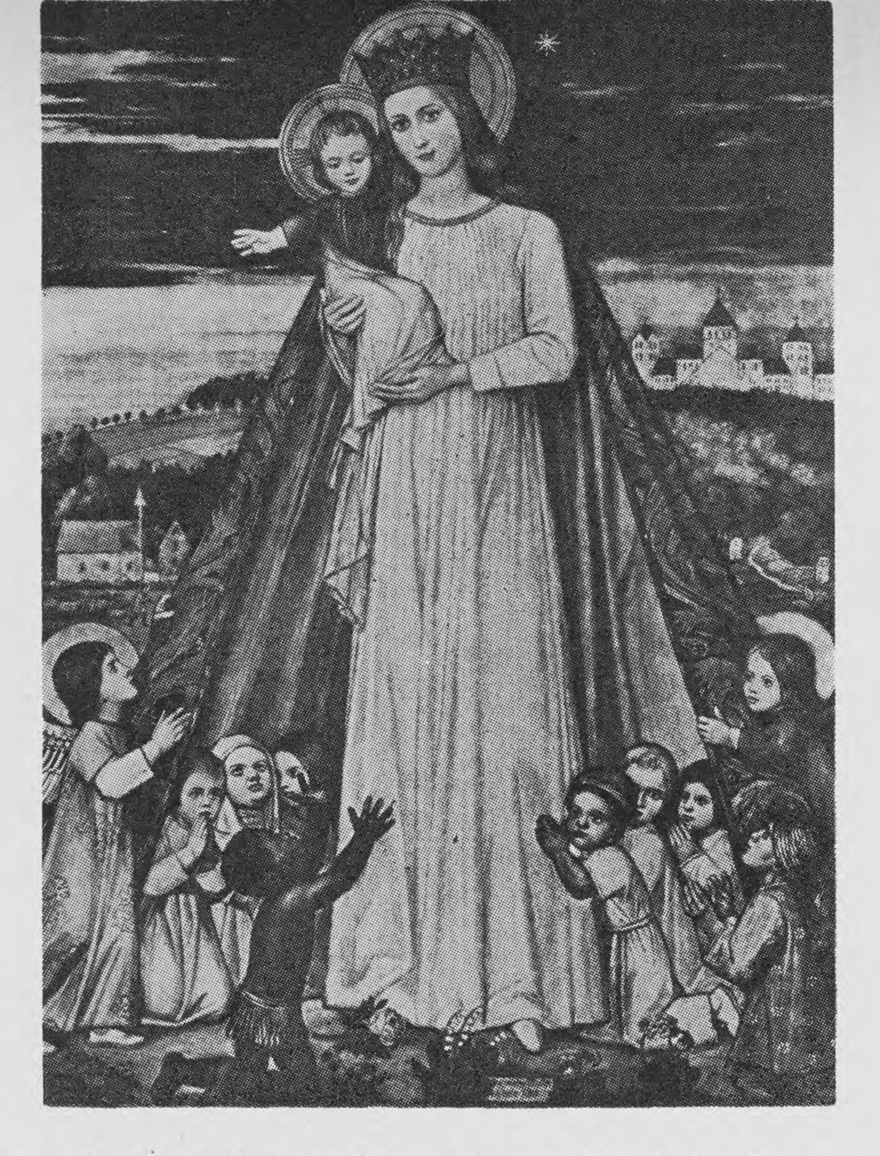


Mai 1958

DER MARIENBOTE



Glaubt ihr etwa, dass der Weg der Gottesmutter zum Glauben an die göttliche Natur ihres Kindes, das in seiner ganzen Kleinheit, Abhängigkeit, Armut, Menschlichkeit, wie sie niemand von uns erlebte, in ihren Armen lag, kürzer und leichter war als der unsere, die wir Seine Menschlichkeit nicht in so ärgerniserregender Nähe vor uns haben? Nach Kardinal Newman ist der Glaube: die Fähigkeit, Fragen zu ertragen. So könnte man den Glauben Mariens geradezu bestimmen als die Fähigkeit, die grössten Geheimnisse durchzutragen, die Botschaft vom ewigen Sohn keimhaft in sich aufnehmen, in sich zu warten auf den Tag der Enthüllung der Frucht. Sie war fähig, dass der Baum der Erkenntnis des Glaubens in ihr wuchs bis zum Tage der Ernte am Pfingstfest

Und damit ist sie uns in unserem Rin gen des Glaubens und der Zeit des Opfer gangs nahe wie eine Schwester geworden und ohne diese Eigenart ihres Glauben könnte sie uns gerade das Wesentlich heute nicht sein und uns keine Antwor geben in unserem Glaubenskampf. S aber sagt sie uns: Fürchtet nichts, di Wahrheit CHRISTI trägt wie Wogen ei nes tiefen Meeres das Schiff. Sorgt nu für den nötigen Tiefgang; dann mögt ih die Stürme toben lassen, da mögt ihr un dürft ihr mit all euren Fragen kommen Der antwortende CHRISTUS hält allen Fragen stand, und der im Kampf erwor bene Glaube ist doppelt kostbar. –

Josef Gülden

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

26. Jahrgang | Mai 1958, Battleford, Sask. | No. 8

Dies und Das

Wie weit — bis zur Ewigkeit Während Gottes liebe Frühlingssänger unbesorgt des Maien Lüfte durchschwingen und durchsingen, steht mancher Mensch sorgenerfüllt im grünenden Lenz und schaut nach oben, in die Lüfte. Dort, hoch über uns, sind nun nicht mehr nur die Sterne: Dort kreisen auch die Satelliten, die künstlichen Monde der Russen und Amerikaner. Und in den Zeitungen heißt es: "Der Mensch ist in die Ewigkeit eingedrungen!" Im amerikanischen Wochenblatt "Time" schrieb ein Leser: "Nun ist es wohl mit dem religiösen Aberglauben des Christentums zuende."

Ist es wirklich mit dem Christentum zuende? Immer wieder müssen wir dem deutschen Dichter der "Dreizehnlinden " recht geben, der da sagt: "Über abgrundlose Tiefen huscht der Mensch mit leichtem Sinne." Unser Sinnen ist wahrhaftig leicht und flach und rasch. Wir brauchten uns nur einmal eine kleine Volksausgabe über die Wissenschaft der Astromonie kaufen und darin blättern und lesen. Wir würden gar bald sehen, daß wir, wenn wir auch bis zum Mond hinauf und darüber hinaus kämen, genau so weit von der Ewigkeit — und auch von den Sternen— blieben wie wir es hier auf unserer Erde sind. Und kämen wir selbst bis zur Sonne, wir blieben immer noch in "unserer" Welt.

Es kommt uns da eine kleine, anmutige Erzählung in den Sinn, die der deutsche Volksschriftsteller Franz Schrönghamer-Heimdal schrieb. Sie hieß: "Das Radio", und sie erzählt von Bauern und Bäuerinnen, die sich ängstlich bekreuzigten, wenn sie das Wort "Radio" hörten. So etwas sei vom Teufel, behaupteten sie, und der Mensch, der Mensch, der durch die Lüfte spräche, versündige sich gegen Gottes Weltordnung.

Heute meint wiederum so mancher, der Mensch versündige sich gegen Gott: Er habe nichts im Weltraum zu suchen.

So etwas ist nicht Auffassung der Kirche. "Machet euch die Erde untertan", heißt es in der Schrift Gottes. Daß wir aus unserer Welt gegen Gottes Wollen nicht herauskommen, weder durch Babelstürme noch durch Satelliten, dafür ist schon gesorgt. Ganz gleich wie "hoch" wir eines Tages noch kommen sollten, wir bleiben doch in den Schranken unserer Welt und werden nie darüber hinauskommen.

Unsere Welt ist eben nicht nur die Erde. Unsere Erde gehört einem Sonnensystem an, einer Himmelsgruppe von neun großen und etwa 2000 kleinen Planeten, die die Sonne umkreisen. Die neun großen Planeten, jeder von einem, zwei, fünf, neun und gar zwölf Monden umkreist, heißen: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn,

Uranus, Neptun und Pluto. Alle neun dieser großen Planeten zusammen sind einige hundertmal kleiner als die Sonne.

Unsere Erde hat einen Durchmesser von 12756 km. Von der Erde bis zum Mond ist es etwas über dreißigmal, bis zur Sonne 10 000 mal so weit, das heißt rund 150 Millionen km.

Die schnellste Verbindung zwischen den Himmelskörpern — zwischen Erde, Mond und Sternen — wird durch das Licht erreicht. Ein 120 km. per Stunde fahrendes Auto legt in der Minute 2 km. zurück. Der Schall ist viel schneller: er durchmißt in der Sekunde 330 Meter, in einer Stunde 1200 km. Unheimlich schneller noch ist das Licht: Es durchmißt in einer Sekunde 300 000 km. Die 150 Millionen Kilometer-Strecke zwischen Erde und Sonne legt das Licht in 8 Minuten zurück. Von der Erde bis zum fernsten Planeten unseres Sonnensystems, bis zum Pluto, braucht das Licht sechs volle Stunden.

Unser Sonnensystem — die Raumwelt, in der wir Menschen leben — liegt in den Randbezirken der Weltinsel "Milchstraße". Und hier nun fängt das Große erst an, erschauernd groß zu werden: Der Durchmesser dieser Milchstraße beträgt ungefähr 40 000 Lichtjahre! Was das bedeutet, können wir uns einmal ausrechnen, wir wissen, daß das Licht in einem Jahre seiner Fahrten durch den Weltenraum etwa 9½ Billionen km. durchrast.

Unser Sonnensystem mit seinen von Monden umkreisten Planeten ist von einem kaum zu ermessenden Leerraum umgeben. Von unserer Sonne bis zur nächsten der vielen Milliarden Riesensonnen unserer Milchstraß, bis zum Fixstern Alpha im Sternbild des Centauren, sind es etwa 40 Billionen km. Das Licht braucht vier Jahre, um diese Strecke zu durchqueren.

Die Riesen-Milchstraße, der unser Sonnensystem zugehört, ist jedoch nur e i n e unter etwa 100 Millionen anderen Milchstraßen im undurchmeßbaren Weltenraum. Hinter unserem Milchstraßensystem liegt der Spiralnebel im Sternbild des Dreiecks, 700 000 Lichtjahre von uns entfernt. Darüber hinaus der Andromeda-Nebel ein Sternensystem, etwa 800 000 Lichtjahre weit von uns. Und so geht es weiter ins Unberechenbare zu weiteren Sternen-Inselgruppen hinaus, die um Millionen von Lichtjahren weiter hinaus liegen als der fernste Stern unserer eigenen Milchstraße. Unser Milchstraßensystem mit seinen ungeheuren Weiten ist nur ein winziger Teil des Raumes, über den Gott herrscht. Wir Menschen kennen noch lange nicht den Raum. Der uns sichtbare und errechenbare Teil des Weltenraumes wird von der Wissenschaft auf einen Durchmesser von etwa einer Milliarde von Lichtjahren geschätzt. Strekken, die wir kaum errechnen, und die wir uns nie vorstellen können.

Wird der Mensch jemals etwas erfinden können, das ihn genau so schnell on Ort zu Ort, von Weltkörepr zu Weltkörper trägt wie das Licht die Räume durchrast? Mit einer Geschwindigkeit von 300 000 km. per Sekunde? Und wenn wir es erfänden: Wir müßten vier Jahre lang ununterbrochen mit Lichtgeschwindigkeit reisen, um nur bis zur nächsten Sonne, zum Fixstern Alpha, zu gelangen. Und dann wären wir noch lange nicht "in den Räumen der Ewigkeit", ja noch nicht einmal über die Schwelle des erschaffenen Weltenraumes hinaus. Um den Durchmesser unserer Milchstraße mit Lichtgeschwindigkeit entlang zu reisen, brauchten wir 40 000 Jahre — während wir kaum 60, 70 oder 80 Jahre alt werden. Trotz dieser 40 000 jährigen Reise wären wir dann immer noch "nur in unserer Milchstraße", noch lange nicht "die Mächte der Himmel bezwingend mitten drin im Weltenraum", wie einer sich so hochtrabend auszudrücken suchte.

Nicht größer als eine kalifornische Pompelmuse (grapefruit) ist einer der amerikanischen Satelliten, der heute die Erde umkreist, und zwar in einer Höhe und Geschwindigkeit, die den Menschen zwar beeindrucken, nach den im Weltenraum gültigen Massen jedoch — einfach nichts sind.

Das sollte uns doch etwas besinnlich machen und uns bewegen, auch mit unserem Denken "im rechten Maß" bleiben. Was wir da vom "Eintreten des Menschen in die Gebiete der Ewigkeit" sagen und anderen nachreden, muß jedem Sternwissenschaftler wie Kindergerede klingen.

"Über abgrundlose Tiefen huscht der Mensch mit leichtem Sinne." Die ganze Satelliten-Aufregung zeigt uns wieder einmal unser "leichtes Sinnen". Über Sterne und Sternenräume urteilen wir — und weit darüber hinaus über Religion und Gott, ohne uns die Mühe zu geben, einmal nach dem allereinfachsten ABC des menschlichen Wissens über diese Dinge zu schauen. Jeder glaubt, ein "Denker" zu sein, und keiner glaubt, wie eng sein "Denken" ist und bleiben muß, solange er sich auf sich selbst verläßt, auf sein "Wissen" und auf die Autorität seines "Urteilens".

Eng ist die Welt unseres eigenen Urteilens, genau so eng wie des Menschen Selbsteingenommenheit und Stolz. Weit ist Gottes Tochter, die Natur, weit in ihren Räumen, durch die es strahlt, das Licht, das Gott einst werden ließ, damit es bewege die gewaltigen Welten der Sterne und widerstrahle aus aller Pracht des stillen Blümleins am Wege. Des stillen Blümleins, dessen Wunderwelt der Moleküle (kleinste Materieteilchen) und Atome "Spiegel" ist der unübersehbaren Weiten der Schöpfung (Böthius), und deren Mikrokosmos der Zellen alle Wunder der Räume überschreitet — weil dort schon das Leben beginnt.

Weiter als alles ist aber Gott. Weit ist Er wie die Ewigkeit, denn Er ist ja die Ewigkeit. Die Ewigkeit der Allmacht und des Wissens, der Herrlichkeit und der zum Menschen sich neigenden Liebe.

Wie weit — bis zur Ewigkeit? Gerade so weit wie von meinem Gewissen bis zu Seinen Geboten und wie von meinem Herzen bis zur Liebe zu Ihm.

"Dein Wort gibt mir Leben" (Ps. 118:50), und alles Leben, das mir von Dir in die Seele kommt, in die von Deiner Gnade durchglühte Seele, ist Ewigkeit, ist ewiges Leben in Dir!

– Der Schriftleiter

Maria, die Gottesmutter

Der liebe Gott hätte eine schönere Welt erschaffen können als diese. Einem vollkommeneren Geschöpf aber, als Maria ist konnte er nicht das Dasein geben.

Der himmlische Vater betrachtet mit Wohlgefallen das Herz der heiligsten Jungfrau Maria als das Meisterwerk seiner Hände. Man liebt immer sein Werk, besonders wenn es gut vollbracht ist. Der Sohn betrachtet das Herz seiner Mutter als die Quelle, woraus er das Blut geschöpft, das uns erkauft hat. Der Heilige Geist betrachtet es als seinen Tempel.

Das Herz dieser guten Mutter ist nur Liebe und Erbarmung; sie hat kein anderes Verlangen, als uns glücklich zu sehen Wir brauchen uns nur an sie wenden, um erhört zu werden.

"Meine Mutter", spricht unser Herr zu ihr, "ich kann dir nichts abschlagen. Wenn die Hölle Reue fühlen könnte, du würdest ihre Begnadigung erwirken."

Die heilige Jungfrau steht zwischen ihrem Sohn und uns. Je größere Sünder wir sind, desto mehr Zärtlichkeit und Mitleid fühlt sie für uns. Das Kind, das seiner Mutter die meisten Tränen gekostet hat, ist ihrem Herzen das teuerste. Steht eine Mutter nicht immer dem schwächsten und gefährdesten Kinde bei?

Schenkt nicht der Arzt jenen die größte Aufmerksamkeit, die am schwersten krank sind?

Die heilige Jungfrau ist so gut, daß sie uns immer liebevoll behandelt und uns nie straft.

Der Sohn hat seine Gerechtigkeit, die Mutter aber hat nur ihre Liebe.

Hl. Pfarrer von Ars

Die Elisabethschwestern

von Humboldt, Saskatchewan

Im Jahre 1209 stand St. Franziskus vor dem mächtigen Papst des Mittelalters, vor Innozenz III. (1198-1216). Innozenz, der "wahre Imperator", las die erste Ordensregel des "wahren Bettlers", der demütig vor ihm kniete, dürr und ausgemergelt, bekleidet mit einem sackartigen Gewand, auf das mit rotem Ziegelstein das Kreuz der christlichen Ritter, der Kreuzfahrer, gezeichnet war.

Die Kirche der Weltenäußerung stand verkörpert in St. Franziskus vor der Kirche der Weltherrschaft, vor dem Papst der Kronen, der Fürsten und der gewaltigen Kreuzzugsheere.

Kurz war die Regel der neuen Kreuzfahrer, der "minderen Brüder" des hl. Franz. Sie bestand aus drei Jesus-Sätzen, dem hl. Evangelium entnommen, und einigen knappen Zusätzen. St. Franziskus behauptete, das von dieser Regel geleitete und durchseelte Leben werde dem Christentum zum höchsten Sieg verhelfen. Zum Sieg nicht durch das Schwert der Ritter und den Machtglanz der Fürsten, sondern durch stille, doch rücksichtslose Nachfolge des Herrn Jesus Christus. Papst Innozenz, der Träger der Krone aller Kronen, bestätigte St. Franziskus neue Regel. Er selbst, der mitten in der Welt stand, der die Macht hatte, des englischen Königs Krone zu nehmen und sie dem König Englands als Lehen wieder zurückzugeben, war einfach vor Gott und demütig. In den Büchern der Geschichte lesen wir, daß es ihn oft aus allem Glanz der Thronsäle in die Stille zog, zum Gebet und zur Betrachtung.

Siebenhundert und zwei Jahre später, in der Karwoche 1911, stand der Jesuitenpater Volbert vor einem heiligen Papst der Kirche, vor St. Pius X. Mit einer großen Bitter war P. Volbert nach Rom gekommen. Schwestern im Ordenskleid des hl. Franziskus, die Klosterfrauen der hl. Elisabeth von Klagenfurt in Tirol, hatten gerade das 200 jährige Bestehen ihres Klosters begangen. Aus frommen Dank hatten sie nun im Sinn, für Gott etwas Großes, etwas echt Franziskanisches zu tun. Sie wollten ein paar ihrer Schwestern nach Canada aussenden, und dazu brauchten sie des Heiligen Vaters Erlaubnis. Im Westen Canadas, in der Prärie, entwickelten sich gerade die großen Pioniersiedlungen der deutschen katholischen Einwanderer. Diesen deutschen Katholiken im fremden Lande wollten die Schwestern aus Klagenfurt im Geist der Demut und der Liebe Christi, nach St. Franziskus und der hl. Elisabeth Beispiel, helfen und dienen.

St. Pius segnete aus allen Tiefen seiner bekannten Vatergüte diesen Entschluß. Am 8. Mai 1911 erließ er ein Dekret, das den Schwestern gestattete, übers Meer zu ziehen, um sich in Humboldt, in der Provinz Saskatchewan, niederzulassen.

Die Klagenfurter Schwestern wußten damals kaum etwas über Humboldt. In jenen Tagen verbrachte Msgr. Alexander Bergholt, der frühere Erzbischof von St. Paul, U.S.A., seinen Lebensabend in Tirol. Durch ihn wurden die Schwestern mit dem Benediktinerprior und späteren Abt von Muenster, Sask., Bruno Dörfler O.S.B., bekannt. Prior Bruno bot ihnen das in der Nähe des Benediktinerklosters zu Muenster gelegene Städtchen Humboldt als Ort der neuen Niederlassung an.

Am 30. April 1911 verließen drei tapfere Tirolerinnen im Franziskuskleid ihre schöne Heimat. Es waren das die Schwestern Augustina Platzer, Philomena Juch und Gabriela Lex. Am 14. Mai 1911 waren sie in Humboldt. Dort hieß es, alles Heimweh zu verbeißen, sich noch einmal dem hl. Kreuz zu opfern, dessen Wundmale St. Franziskus am eigenen Leibe getragen, und dem die hl. Elisabeth einstens ihren letzten Groschen hingeopfert hatte, damit dafür ein 'Te Deum" gesungen werde, dem Herrn als Dank für bitterstes Leid und Weh.

Die drei "Auswandererschwestern" waren bereits zwei Tage nach ihrer Ankunft mit Prior Bruno O.S.B. unterwegs, den Bau eines Klösterleins und eines Krankenhauses einzuleiten. Die St. Elisabethschwestern standen ja immer schon im Dienste der Kranken. Bald wurde auch mit den Bauarbeiten begonnen. Während des Baues waren die Schwestern Gabriela und Philomena in den Vereinigten Staaten, um sich die Landessprache der neuen Heimat und die Grundzüge der amerikanischen Krankenhausarbeit anzueignen. Schwester Augustina blieb in Humboldt. Sie pflegte Kranke in den Häusern der Siedler.

Ostern 1912 waren die drei Schwestern wieder zusammen. Sie bezogen ihr kleines, armseliges Klösterlein. Humboldt unterstand damals dem Oberhirten von Prince Albert, Bischof Pascal O.M.I. Als Bischof Pascal eines Tages unangemeldet zu Besuch kam, als er und sein Begleiter sich noch zum Mittagessen einluden, wurde den Schwestern die Armut wirklich zum verwirrenden Kreuz. Sie hatten drei alte Löffel, einen rohen Tisch, zwei geschenkte Riesenstühle, ein paar Teller — und kaum etwas zu essen. Die Besucher saßen auf Reisekoffern und schau-



Inneres der Klosterkirche der Schwestern zu Humboldt, Sask. Die Gemälde an der Decke sind ein Werk des deutschen Professors Imhoff

ten den aufgeregt herumkochenden Schwestern schmunzelnd zu. 'Nur ruhig", meinte Bischof Pascal aufmunternd, "als ich Bischof wurde, habe ich noch viel schlimmer anfangen müssen."

Im Jahre 1913 war alles so weit, neue Schwestern aus Klagenfurt nach Humboldt kommen zu lassen. Die Klosterfamilie zählte bald 21 Schwestern aus Klagenfurt und eine canadische Novizin, Agnes Schmidt, die als erste Tochter deutscher Ansiedler in Canada den Elisabethschwestern im November 1912 beitrat. Es wurde ihr der Klostername Schwester Marianna gegeben.

Das neue Krankenhaus der Elisabethschwestern in Humboldt begann sich rasch zu entwickeln. Im Jahre 1919 mußte ein neuer Flügel angebaut werden, so daß man 50 Kranke aufnehmen konnte. 1928 wurde wieder angebaut. Heute faßt das Krankenhaus 78 Betten. Im letzten Anbau finden wir auch die schöne, von Prof. Imhoff ausgemalte Kapelle, eine kleine St. Franziskuswelt, um den Opfertisch Christi versammelt.

Von überall meldeten sich inzwischen Mädchen aus den Familien unserer deutschen Katholiken. Die Elisabethschwestern lobten und priesen Gott, und sie begannen mit einem stillen, doch großen Werk für die Entwicklung der Kirche Canadas unter unseren Deutschen: Sie begannen, die Liebe und die Opferkraft franziskanischen Klosterlebens und franziskanischer Menschendienste in die Herzen der Töchter unserer Ansiedler zu pflanzen. Sie gaben der deutschsprechenden Gruppe der Katholiken Canadas Ordensleben und Klöster.

Neue Werke der Krankenpflege wurden gegründet. So im Jahre 1922 das bekannte St. Joseph-Krankenhaus in Macklin, Sask., (das Krankenhaus der großen St. Josephskolonie), und im Jahre 1924 das Krankenhaus von Cudworth, Sask. Im Jahre 1953 übernahmen die Schwestern das St. Annaheim, das Altersheim in Saskatoon, Sask. Im Februar dieses Jahres konnten sie in ein ganz neues St. Annaheim mit über sechzig Pflegebedürftigen umziehen.

St. Elizabeth die heilige Grä-



Das St. Elisabeth-Kloster zu Humboldt, Sask.

tholiken Canadas getragen, würden die Schwestern heute hergeben. Das ist ihr großer Schatz, den weder Motten noch Zeitenlauf zerfressen können.

Der geistige, franziskanische Stammbaum der Elisabethschwestern von Humboldt geht — nach einer Studie des Franziskaners Dr. Oswald Fuchs — bis auf das Aachener Kloster der Schwestern des Dritten Ordens des hl. Franziskus zurück, das im Jahre 1226 von Apollonia Radermacher gegründet wurde. Von Aachen aus gründeten die Schwestern im Jahre 1650 ein Kloster in Düren, von Düren aus ein Kloster in Graz, in der Steiermark Österreichs. Das war im Jahre 1690. Von Graz kamen die Schwestern 1710 nach Klagenfurt in Tirol, und von Klagenfurt im

fin von Thüringen, (gest. 1231), war die erste Frau in Deutschland, die dem Dritten Orden des hl. Franziskus beigetreten war. Sie ist Schutzpatronin ganz besonders der deutschen, österreichischen, böhmischen und französischen Mitglieder des Dritten Ordens. Der Dritte Orden setzt sich aus Laien und aus Ordensleuten mit klösterlichen Gelübden zusammen. Zu den klösterlichen Gruppen des Dritten Ordens des hl. Franz gehören auch die Elisabethschwestern von Humboldt.

Die niedrigsten Dienste tat die hohe Frau, die heilige Elisabeth, an ihren Mitmenschen. Nach außen hin war sie Gräfin. Im Herzen war sie Magd des Herrn und der Menschen.

“Magd des Herrn und Magd den Menschen” wollen auch die Elisabethschwestern sein. Gottes hl. Vorsehung fand ihnen bald nach ihrer Ankunft in Canada ein kaum einzuschätzendes Arbeitsfeld der Magddienste: Im Jahre 1912 übernahmen die Elisabethschwestern die Küchenarbeit der Abtei und des St. Peterkollegs der Benediktiner von Muenster, Sask. Als die Oblaten im Jahre 1932 ihr Priesterseminar und Knabenkolleg von Battleford eröffneten, waren die Schwestern von Humboldt wieder da. In allerärmsten Verhältnissen und mit großen persönlichen Opfern begannen sie dort während der dreißiger Jahre, der Hungerjahre Saskatchewans, ihre stille, schwere Arbeit. Bis zum Jahre 1951 arbeiteten die Schwestern im Priesterseminar. 1950 übernahmen sie die Haushaltarbeit im neuen, großen St. Thomaskolleg der Oblaten in North Battleford, die Arbeit im Haushalt des St. Antoniuskollegs der Franziskaner in Edmonton, und im Exerzitienhaus der Franziskaner in Cochrane, Alta.

Seit 1912 stehen die Elisabethschwestern nun schon im Dienst eines der allerschönsten Werke der Kirche: Im Werk der Priestererziehung. Schwestern aus Tirol und Töchter unesrer deutschen Katholiken Westcanadas flickten und kochten und beteten und opferten für die Priestererziehung der Söhne unserer deutschstämmigen Ansiedler. Sie tun es heute immer noch. Gott segnet so eine Arbeit mit einem Segen, der sich den Blicken der Menschen entzieht. Zu sehen sind immer nur die Kreuze, die gerade durch diese Arbeit den Schwestern kamen. Doch da sind immer wieder die Wundmale des Kreuzes an den Händen und Füßen des hl. Franz, und auch das in Tränen gesungene “Te Deum” der hl. Elisabeth. Nicht eines der vergangenen Bitternisse, um Christi willen und für die Kirche unter den deutschsprechenden Ka-



Die Tracht der Schwestern ist überall diesselbe

Jahre 1911 nach Humboldt in Saskatchewan. Am 1. Januar dieses Jahres zählten die Schwestern von Humboldt 107 Ordensfrauen, 4 Novizinnen und eine Postulantin.

Im Dezember 1957 kam uns aus einer Mission des hohen Nordens ein Brief. Eine Neueinwanderin schrieb und erzählte uns, wie ergriffen sie war, als sie in Saskatoon ganz unverhofft deutsche Elisabethschwestern im Franziskanerkleid traf. Das ist uns eigentlich nichts Neues. Das Franziskanische, sei es nun ein Franziskanerpater, ein bärtiger Kapuziner oder ein stilles Franziskanerinnenkloster und das Volk haben drüben immer zusammengehört. Und so ist es auch hier. Ein ganz eigenartig warmes Verhältnis besteht seit Anfang schon zwischen unseren Elisabethschwestern und dem Volk.

Der bekannte Historiker Gustav Schnürer schreibt, daß St. Franziskus weit mehr war als nur Apostel der evangelischen Armut: “Bei Franz sehen wir deutlich den feudalen Rittersmann, der sich . . . durch das persönliche Band der treuen Anhänglichkeit seinem Lehnsherrn frei unterordnet . . . Franz liebt (gleich den Rittern) vor allem die Abenteuer, nur in anderer Weise immer aufhorchend auf das, was sonst keiner unternimmt, weil er wie keiner sich zur Aufopferung und Hingabe für seinen Herrn berufen fühlt” (Kirche und Kultur im Mittelalter, II, 342).

Dieser von St. Franziskus geerbte Geist hat vor 47 Jahren Tiroler Elisabethschwestern übers Meer gesandt, um im fremden Land den deutschen Katholiken der Prärie zu dienen. Dieser von Gott her wehende Geist mag wohl auch so manchmal die Herzen vieler neueingewandeter Mädchen bewegen. “Gott will es”, hieß es bei den Kreuzrittern. “Gott will es”, sagte auch St. Franziskus, und in unserem Jahrhundert die Elisabethschwestern von Humboldt.

“Gott will es!” Wollten nur recht viele unserer neueingewanderten Mädchen diesen Ruf hören! Die meisten dieser Mädchen wohnen heute im Osten Canadas, oder ganz im Westen, an der Küste des Stillen Ozeans. Gott kennt keine Weiten. Er hat Schwestern von Tirol hierher kommen lassen. Schwestern, die es wagten, an das mit Ziegelstein auf die Kutte gezeichnete Ritterkreuz des hl. Franz zu denken, sich dieses Kreuz tief ins Herz zu ritzen, um durchzuhalten zu können solange “Gott es will”.



Die Schwestern bei der Küchenarbeit im Oblaten-Kolleg zu North Battleford, Sask.

Wer von unseren Mädchen sich dem Herrn im Franziskanerkleid schenken möchte, wer den Mut zu diesem Ziegelsteinkreuz hat und beitreten möchte dem heiligen Dienst für Gott und am Mitmenschen, schreibe an:

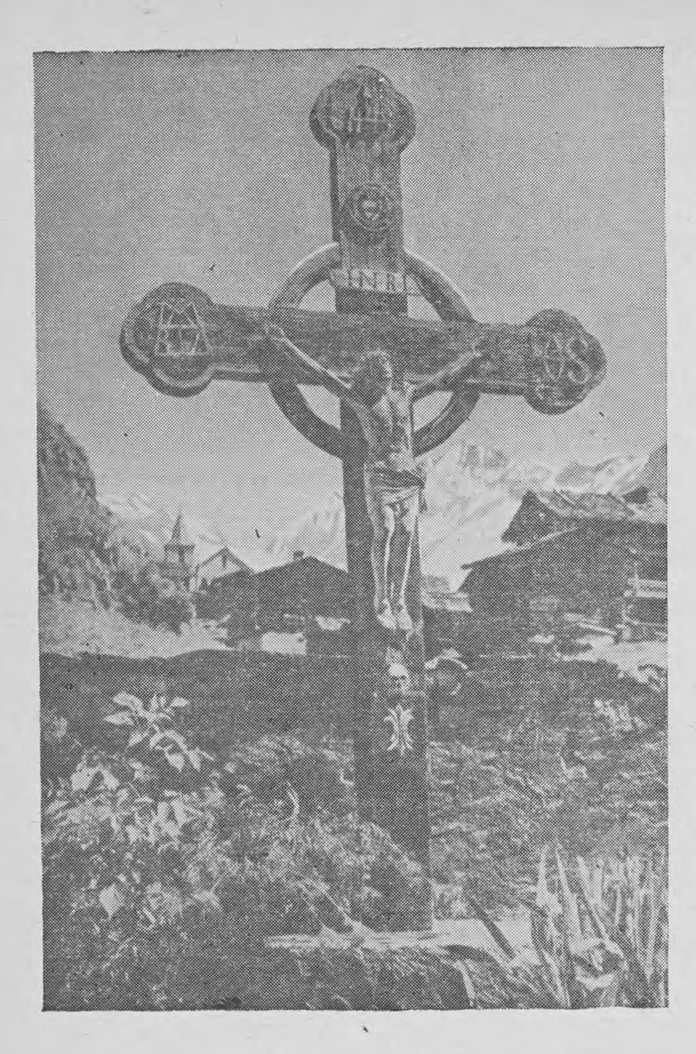
Rev. Mother,
Sisters of St. Elisabeth,
Humboldt, Sask.

St. Franziskus und St. Elisabeth dienten dem Kreuz in der Freude des franziskanischen Sonnengesanges. Und Sonne schenken sie den Menschen. Dafür segne sie Gott. –

– H.K.

Wir danken Dir, o Gott, daß Deine Liebe uns eint.
Wir danken Dir für die Menschen, die Du uns anvertraust und wert machst.
Wir danken Dir, daß wir einander dienen dürfen.
Heilige unsere Liebe, heilige unseren Dienst.
Laß uns einander den Weg weisen.
Laß uns einander Deine Boten sein.
Laß uns einander befreien.
Laß unseren Dank ein Zeugnis sein, das Deinen Namen verkündet.
Amen.

U. V.



Zum Pfingstfest —

Die alleinseligmachende Kirche

Predigt des Bischofs Dr. J. Döpfner

In dem Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten wird oft die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche als ein besonders starkes Hemmnis empfunden. Evangelische Christen sehen darin vielfach Selbstgerechtigkeit und Übersteigerung. Man darf nicht vergessen, so sagen manche, daß der geheimnisvolle Leib Christi alle christlichen Kirchentümer umfasse, daß die eine Kirche Christi eine endzeitliche Größe sei, der die verschiedenen christlichen Gemeinschaften suchend und ringend zustreben. Auch manche Katholiken lassen sich verwirren. Sie werden beeinflußt von so vielerlei Mahnung zu weitherzigster Toleranz, die den Anspruch der alleinseligmachenden Kirche im Zusammenleben der Christen als peinliche Verlegenheit empfindet, als Überbleibsel mittelalterlichen Denkens, das in unserer Zeit nicht mehr zumutbar sei.

Wir wollen darum die Frage der heilsnotwendigen Kirche einmal durchdenken. Zuerst befragen wir die Heilige Schrift und den Weg der Kirche durch die Geschichte. Dann wollen wir prüfen, wie im Lichte dieser Lehre die nichtkatholischen Christen und christlichen Gemeinschaften zu werten sind, und schließlich seien einige Folgerungen für unser Verhalten bedacht.

Wir müssen ausgehen von der einzigartigen Stellung Jesu Christi. Durch ihn allein kommt uns das Heil. Das heißt, nur durch den Glauben an Jesus Christus und durch ein Leben aus ihm gelangen wir zum ewigen Leben. Lassen wir uns das durch zwei bedeutungsvolle Sätze der Heiligen Schrift sagen! "Gott will, daß alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen. Denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen: Jesus Christus, der Mensch, der sich selbst zum Lösegeld für uns alle dahingegeben hat" (1. Tim. 2, 4-5). "Kein anderer Name ist unter den Menschen gegeben, soweit der Himmel reicht, daß wir in ihm das Heil erlangen sollten" (Eph. 4, 12).

Diese Heilsnotwendigkeit wird nun bereits von Christus selbst mit der Kirche verbunden. Wir kennen sein Wort: "Auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen" (Matth. 16, 18). "Weide meine Schafe" (Joh. 21, 16). Und von dieser seiner Kirche sagt er: "Wenn einer auf die Kirche nicht hört, so sei er euch wie ein Heide und Zöllner" (Matth. 18, 17).

Der hl. Paulus hat die unlösbare Verknüpfung der Kirche mit Christus weiter durchdacht und vielfältig erläutert. Er nennt die Kirche den Leib, in dem Christus das Haupt und wir die Glieder sind

(z. B. Kol. 1, 18 Eph. 1, 22ff.). Das Heil kann nur erlangen, wer Glied an diesem Leibe ist. Ähnlich unlösbar wird die Kirche mit Christus verknüpft, wenn sie als seine Braut bezeichnet wird (vgl. Eph. 5, 22ff.). Aus dieser Schau entspringt das Bild von der Mutter Kirche. Nur wer aus diesem geheimnisvollen Bund zwischen Christus und seiner Kirche hervorgeht, hat teil am Leben Christi. So ist die Kirche der Hort des Heils. Die Versöhnung durch Christus mit Gott führt über die Heilsgemeinschaft der Kirche.

Daraus können wir verstehen, daß Paulus so leidenschaftlich um die Einheit der Kirche ringt. "Das gesamte Wirken des Apostels kann als ein Kampf für die Einheit der Kirche verstanden werden" (Max Meinerz). Dabei ist zu beachten, daß bereits zu lebzeiten des Apostels Spaltungen sichtbar wurden. Paulus tritt ihnen, gerade aus der Sorge um die Einheit, mit apostolischer Autorität auf das schärfste entgegen. Der Gedanke an Sonderkirchen, die etwa in der Lehre verschieden sind, und irgendwie gleichwertig nebeneinander stehen, widerspricht dem paulinischen Kirchenbild im tiefsten Kern.

Diese Schau der Kirche entwikkelt sich folgerichtig weiter in der ganzen Geschichte der Kirche. In dem Ringen der ersten christlichen Jahrhunderte gegen verschiedene Häresien der Zeit ging es immer wieder um die Erhaltung der einen, heilsnotwendigen Kirche. Der hl. Cyprian (†258) hat das ausgesprochen in den bis heute nicht vergessenen Sätzen: "Damit einer Gott zum Vater habe, muß er die Kirche zur Mutter haben" (ep. 74, 7), "außerhalb der Kirche gibt es kein Heil" (ep. 73, 21). Als dann in den großen trinitarischen und christologischen Kämpfen seit dem 3. Jahrhundert große Gruppen in ganzen Ländern neue Gemeinschaften bildeten, blieb dieses Bewußtsein der Kirche ungebrochen, wie etwa der klare erste Satz des sog. Athanasianischen Glaubensbekenntnisses zeigt, das sich gerade auf diese Irrlehren bezieht: "Wer da selig werden will, muß vor allem den katholischen Glauben festhalten; wer diesen nicht in seinem ganzen Umfang und unverletzt bewahrt, wird ohne

Es bleibt WAHR!

Inmitten der Verwirrung der Geister und der Verworrenheit der Gedanken, die daraus erfolgt, bleibt das katholische Glaubensbekenntnis unveränderlich bestehen.

Es bleibt wahr, daß es nur einen Gott gibt, Vater, Sohn und Heiligen Geist.

Es bleibt wahr, daß Gott der Schöpfer aller Dinge ist.

Es bleibt wahr, daß Gott ein Recht auf unsere Verehrung und unseren Gehorsam hat.

Es bleibt wahr, daß es einen Himmel und daß es eine Hölle gibt.

Es bleibt wahr, daß Gott-Sohn Mensch geworden ist, daß er im Schoß der Jungfrau Maria Menschennatur angenommen hat.

Es bleibt wahr, daß der menschgewordene Sohn Gottes, Jesus Christus, den Menschen die Wahrheit über die Mittel, sie zu erreichen, gelehrt hat.

Es bleibt wahr, daß Jesus Christus am Kreuz gestorben ist, um alle Menschen, ohne jede Ausnahme, zu erlösen.

Es bleibt wahr, daß Jesus Christus am Kreuz gestorben ist, um alle Menschen, ohne jede Ausnahme, zu erlösen.

Es bleibt wahr, daß Jesus die Barmherzigkeit gegen den Nächsten als besonderes Gebot gelehrt hat, um dessen willen er eigens auf diese Erde gekommen ist.

Es bleibt wahr, daß Jesus Christus die katholische Kirche gestiftet hat, um seine Lehre zu übermitteln, um sie unverfälscht und rein in all ihrer ungeminderten Kraft zu erhalten.

Es bleibt wahr, daß die Lehre Jesu durch die Kirche und insbesondere durch den Papst übermitllt wird, der durch seine Rundschreiben, Enzykliken und durch die Entscheidungen der römischen Kongregation belehrt.

Es bleibt wahr, daß jeder Mensch einen unendlichen Wert hat, und daß die menschliche Gesellschaft ihm helfen muß, seine Bestimmung zu verwirklichen.

Es bleibt wahr, daß die Materie erstickt und der Geist frei macht.

Es bleibt wahr, daß der Materialismus der Feind des Menschengeschlechtes ist.

Es bleibt wahr, daß ein Kult ohne die theologischen Tugenden nur ein Götzendienst der Religion sein kann.

Es bleibt wahr, daß die Haltung, die nur mit dem Christentum liebäugelt, daraus alles Gefährliche ausmerzt und dann doch vorgibt, für die Wahrheit Zeugnis abzulegen, schlimmer ist als jede Ketzerei.

Es bleibt wahr, daß man zu seinem Glauben stehen muß, und daß die Gewohnheit, nach Wohlstand zu streben, oder die Aussicht, gut bedient zu werden, manchen Katholiken den Mut nimmt, Jesu zu bekennen. Sie werden, ohne es selbst zu merken, Materialisten, ja Heiden.

Ich erfülle eine meiner Aufgaben, wenn ich Priester und Ordensleute bitte, fest im Glauben zu stehen und ausschließlich und ohne jeden Abstrich die Botschaft Jesu zu verkündigen, dazu haben sie ja Weihe und Sendung empfangen.

Ich vsrlange von euch, meine Brüder, Christen zu bleiben oder zu werden, getreu dem Evangelium unseres Herrn.

Kardinal Saliège

Zweifel ewig verloren gehen". Die gleiche Haltung begleitet die Kirche durch das Mittelalter und die Zeit der großen abendländischen Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert und findet in unserer Zeit gegen jede Verschwommenheit ihren klaren Ausdruck in der Enzyklika unseres Heiligen Vaters über die Kirche als den mystischen Leib Christi (1947).

Der Satz von der alleinseligmachenden Kirche klingt hart für jene, die als Christen außerhalb der katholischen Kirche aufwuchsen, dabei aber Christus gläubig lieben und voll Dank mit ihrer Bekenntnisgemeinschaft verbunden sind. Was soll mit ihnen sein? Hier ergeben sich theologische Fragen, die gerade heute im Zeichen ökumenischen Mühens sorgsam bedacht werden müssen. Wir wollen hier aus der Fülle katholischer Glaubensschau nur einige Grundgedanken erheben, die der Lehre von der heilsnotwendigen Kirche den Stachel nehmen. Gehen wir zunächst vom einzelnen nichtkatholischen Christen aus, dann von den nichtkatholischen Gemeinschaften.

1. Der Satz von der Heilsnotwendigkeit der Kirche bedeutet nicht, daß niemand außerhalb der Katholischen Kirche selig werden kann. Er besagt vielmehr dies: Es gibt nur eine wahre Kirche Jesu Christi. Jede nichtkatholische Gemeinschaft aber "ist, insofern sie Sonderkirche, Gegenkirche ist, in Hinsicht auf das übernatürliche Leben wesenhaft unfruchtbar" (Karl Adam). Vom einzelnen Nichtkatholiken gilt, was Pius IX. zur Abgrenzung der Heilsnotwendigkeit der Kirche sagt: "Es muß für sicher gelten, daß, wer die wahre Religion nicht kennt, vor den Augen Gottes noch keine Schuld hat, sofern diese Unkenntnis unüberwindlich ist" (9. Dez. 1854; D. 1647). Pius XII. aber weist darauf hin, daß jene Nichtkatholiken, die guten Glaubens Gottes Willen zu erfüllen trachten, "aus unbewußten Sehnen und Wünschen heraus schon in einer Beziehung stehen zum mystischen Leib des Erlösers" (Mystici Corporis, v. 107) und so Anteil haben an der Gnade Christi. Umgekehrt wollen wir beachten, daß der katholische Christ durch die Sünde vom Gnadenleben ganz getrennt sein kann oder durch geringen Eifer in den Augen des heiligen Gottes tiefer stehen kann als ein eifriger Nichtkatholik. Wir können und dürfen also über den einzelnen Christen — ob in oder außerhalb der Katholischen Kirche — nicht urteilen.

Wenn damit die grundsätzliche Ablehnung der nichtkatholischen Gemeinschaften nicht aufgehoben wird, dann beachtet zunächst, daß in solcher notwendigen dogmatischen Intoleranz die Katholische Kirche nicht allein steht. Jeder überzeugte evangelische Christ ist beispielsweise der Auffassung, daß die Römische Kirche das reine Evangelium entstelle und nicht die Kirche nach Christi Willen sei. Diese Überzeugung findet ihren Ausdruck, wenn etwa am Reformationsfest ein evangelischer Seelsorger solche Gedanken seiner Gemeinde sagt. Selbst der Gedanke der heilsnotwendigen Kirche, angewandt auf die eigene Gemeinschaft, findet sich gelegentlich außerhalb der Kirche. Es ist darum nicht recht, die Katholische Kirche einer besonderen Unduldsamkeit zu zeihen. Sie ist freilich in den Fragen der Offenbarungswahrheit ihren Weg von Anfang an in einem folgerichtigen und eindeutigen Selbstverständnis gegangen.

2. Doch mit diesem dogmatischen Vorbehalt ist nicht alles über die übrigen christlichen Konfessionen gesagt. Wir dürfen nicht nur das Trennende sehen. Ein bedeutender Theologe unserer Zeit hat das einmal so formuliert: "Die akatholischen Glaubensgemeinschaften sind nicht nur unkatholisch und antikatholisch . . .Sie haben sich neben ihrer unkatholischen Eigenart urkatholisches Heilsgut eingebaut" (Karl Adam). Gerade die als unduldsam verschriene Römische Kirche hat schon im Altertum gegen den Widerstand eines Heiligen (Cyprian von Karthago) die Gültigkeit der Taufe außerhalb der Kirche festgehalten. Nicht einmal der Einfluß des großen Augustinus vermochte in seinen einseitigen Nachfahren eine rigoristische Auslegung der Heilsnotwendigkeit der Kirche durchzusetzen. So hat die Kirche den Satz des Jansenisten Quesnel verworfen: "Außerhalb der Kirche wird keine Gnade gewährt" (Clemens XI., 1752).

So sehen wir trotz schmerzlicher Abspaltung die ursprünglichen Heilsgüter Christi in reicher Fülle über die ganze Christenheit hingebreitet. Kostbare Teile der sakramentalen Ordnung blieben erhalten, vor allem die Taufe, in manchen Gemeinschaften auch die Weihegewalt und die Eucharistie. Die Offenbarungswahrheit blieb trotz der Trennung zum Teil, ja manchmal fast ganz lebendig oder wird in unserer Zeit neu gesehen. So treffen wir auf echte und oft sehr ausgeprägte Spuren der Kirche. Gewiß fehlen aber irgendwie stets Teile der ganzen katholischen Fülle. Wer aber guten Glaubens das nützt, was ihm gegeben ist, dem wird es zur Gnade. Wir Katholiken erkennen darum an — manchmal nicht ohne Beschämung —, daß einzelne Teile der Offenbarung außerhalb der Kirche in vorbildlicher Weise fruchtbar wurden. So stehen wir — um nur einige Beispiele zu nennen — bewundernd vor der Heiligkeit und Innerlichkeit in Klöstern der griechisch-russischen Kirche und bezeugen voll Hochachtung die lebendige Vertrautheit mit der Heiligen Schrift und die Treue zum gottverbundenen Gewissen, wie wir solches bei echten evangelischen Mitchristen finden können.

Freilich alles, was wahrhaft Christi ist und zu Christus führt, stammt letztlich aus dem Reichtum der Kirche Christi. Wer außerhalb der sichtbaren einen Kirche guten Willens und redlichem Suchen daraus lebt, ist dem übernatürlichen Wesenskern der Kirche eingefügt, er gehört, wie die Theologen sagen, zur Seele der Kirche.

Dieses vielfältige und reiche Erbe, das allen Christen gemeinsam ist, ermöglicht es den Christen verschiedenen Bekenntnisses, sich zusammenzufinden in der gemeinsamen Sorge um christliche Weltgestaltung und in der Zusammenarbeit auf verschiedenen Gebieten, etwa des öffentlichen Lebens und der Kultur. Wir wissen alle, wie sehr solches Zusammenfinden heute not tut. Dabei ist klare Grundsatztreue, die sich des Eigenen bewußt ist, durchaus vereinbar mit

echter Duldsamkeit und einem ehrfürchtigen Eingehen auf die Meinungen und die Denkweise der Mitchristen.

Nun wollen wir aus dem, was wir bedacht, noch einige Anregungen für unser Leben eigens benennen. Unsere Aufgabe ist, kurz gesagt, eine zweifache. Die rechtverstandene Lehre von der Heilsnotwendigkeit der Kirche soll unsere Stellung in der Kirche und unser Verhältnis zu den anderen Christen bestimmen.

1. Mit demütigem Dank müssen wir damit beginnen, daß wir Glieder der Kirche sind. Alles Heil kommt von ihr und in ihr ist uns die ungeschmälerte Fülle der Heilsgüter Christi geschenkt. Doch vergessen wir nicht: Wem viel gegeben wird, von dem wird viel verlangt. Es ist eine große Gnade, katholisch zu sein, aber eben deshalb auch eine schwere Verantwortung. Gerade im Gedanken an diese Verantwortung und an unser Versagen werden wir sehr demütig, um nicht zu sagen beschämt. Wer von uns hat der Gnade des Herrn in seiner Kirche entsprochen? Kann nicht Christus im Blick auf manchen Nichtkatholiken, ja Nichtchristen sagen: "Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich bei keinem in Israel gefunden" (Matth. 8, 10). Waren nicht im Laufe der Kirchengeschichte die Kinder des Hauses stets irgendwie mit daran schuld, daß Brüder und Schwestern in die Fremde zogen und noch ziehen? Bleiben wir uns dessen im Geiste der Buße bewußt.

2. Damit kommen wir schon zur zweiten Aufgabe. Unsere Verantwortung greift über die Grenzen der Kirche hinaus. Wir sollen Zeugen sein für die Kirche Christi durch unser Leben aus katholischer Fülle. Solches Zeugnis muß von selbst und absichtslos aus unserem Leben leuchten. Doch darf das bewußte Zeugnis nicht fehlen, sooft der Nichtkatholik solches erwarten darf und es zur Klarheit braucht.

Bei dieser Besinnung darf ich auch eine Bitte an die evangelischen Mitchristen aussprechen. Sie mögen doch die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche in ihrer ganzen Breite sehen und nicht aus dem klärenden Zusammenhang reißen. Wir haben zuweilen die berechtigte Sorge, man wolle es nicht wahr haben, daß der kirchentreue und überzeugte Katholik redliche und fruchtbare Toleranz im Leben haben könne. Es schmerzt uns, wenn Fragen des Glaubens und Gewissens kurzschlüssig als Anliegen der Macht und des Prestiges gedeutet werden. Bei den öffentlichen Weihehandlungen — um dieses notvolle Beispiel zu nennen — geht es uns um eine solche Gewissensfrage. Unser Vorschlag will unter Berücksichtigung der im Grundsatz verschiedenen Einstellung eine Lösung bieten, die einer berechtigten Parität und Toleranz genügen kann. –

Hallo, sind Katholiken hier?

von Marianus Henke

Von William Penn, dem englischen Quäkerführer und späteren Gründer des Staates Pennsylvania in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, dem Verfechter der absoluten Gewissensfreiheit, wird erzählt, er habe einst folgenden Traum gehabt:

Er war gestorben und kam in den Himmel. Der hl. Petrus empfing ihn und geleitete ihn durch die weiten Räume, in denen die Scharen der Seligen in die unendliche Glückseligkeit der Anschauung Gottes versunken waren.

Penn war hingerissen von dem Anblick. Er wagte kaum zu atmen. Schließlich faßte er den Mut und fragte den hl. Petrus, ob er die Seligen einmal ansprechen dürfe. Der Heilige erlaubte es ihm.

Leise rief Penn: "Hallo! Sind denn auch Quäker hier?" Keine Antwort! — Vielleicht haben sie mich nicht gehört, dachte Penn und rief lauter: "Hallo! Wo sind denn die Quäker hier?" Er war überzeugt, daß sie ihn gehört haben mußten und war tief enttäuscht, nicht einen einzigen seiner Glaubensgenossen im Himmel zu finden.

Da er aber schon einmal Mut gefaßt hatte, wollte er wenigstens wissen, welche Glaubensgemeinschaften hier im Himmel vertreten waren.

Also rief er abermals: "Hallo! Sind hier Baptisten?" Wieder keine Antwort. — Hallo! Sind hier Lutheraner?" Penn wurde es unheimlich, als auch diesmal keine Antwort erfolgte.

Wenn weder Quäker, noch Baptisten, noch Lutheraner im Himmel waren, dann — Penn überlief es heiß und kalt — blieb doch nur die Möglichkeit, daß alle Anwesenden Katholiken waren.

Er nahm den letzten Rest von Mut zusammen und rief so laut er konnte: "Hallo! Sind Katholiken hier?"

Als aber wiederum nur eisiges Schweigen der verzweifelten Frage folgte, war es mit Penns Fassung vorbei. Mit hilfloser Geste wandte er sich an den hl. Petrus. Der hatte das Spiel mit Lächeln verfolgt und antwortete dem Sektenprediger:

"Mein lieber eifernder Freund, hier im Himmel gibt es weder Presbyterianer, noch Mennoniten, noch Lutheraner, noch Calvinisten, auch keine Katholiken, hier gibt es nur noch — Erlöste." –

Gott ist der Quell alles Guten; darum sollen wir in jedem Dank, den wir Menschen abstatten dürfen, im letzten Gott selbst danken. Auf dem gleichen Weg, auf dem wir empfangen, soll unser Dank zurückströmen in Gott; denn es gibt nur einen Weg vom Vater zum Vater: Jesus Christus. Der große Entschluß

MARIA KOENIGIN



vom Schriftleiter

Der ganze Mai gehört ihr, der wunderbaren, der wunderreinen, der geheimnisvollen Rose Maria. Jedes Gräslein das da aufgegrünt und jedes Blatt der Frühlingswälder, jedes Lied aus froher Vogelbrust und jede Freude, die da aus den Blumen grüßt und leise rauscht im hohen Baum, alle Lust der Lüfte und Winde und Wasser und Wolken im frischlichten Mai — alles das nimmt der Fromme und legt noch sein ganzes Herz dazu mit allem, was drinnen lebt an Glauben und Hoffen und Lieben, um es zum Lied werden zu lassen an "Maria Maienkönigin".

Und wenn der Mai zuende geht, am letzten Tage seiner von allen Lebenswundern durchfluteten, durchsungenen, durchdufteten Zeit, feiert die Kirche das hohe Fest "Maria Königin". Königin nicht nur der einunddreißig Maientage aller Jahrhunderte und Jahrtausende, sondern mit Christus durch Gottes Gnadenliebe gekrönte Herrin und Herrscherin über alles Erschaffene der Himmel, der Erde und der Unterwelt.

"Christi Schicksalsgenossin" wird Maria von den Vätern der Urkirche genannt, "Gehilfin gleichgeartet" dem zweiten Adam Jesus Christus, der gekommen war, unser Schicksal zu wenden vom Bösen zum Heiligen, vom Weg zur ewigen Verdammnis zum Weg, der hin zur Gnade führt, zur Gotteskindschaft und zu allen Freuden des Lichtes des Drei-Einen.

Dieser Jesus Christus, Gott von Gott und Mensch aus Maria, hat getragen das Kreuz des Schicksals, das uns hätte treffen sollen. Wir hätten unserer Sünden wegen leiden sollen. Doch Er litt für uns den Fluch der Strafe für unsere Schuld. Darum hat Gott-Vater auch Christi von den Menschen bespucktes, verhöhntes, zerschundenes und gekreuzigtes Menschsein "so hoch erhoben' zum höchsten Königtum und "Ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist", vor dem "sich alle Knie beugen im Himmel und auf der Erde und in der Unterwelt", bekennend: "Jesus Christus ist der Herr!" (Phil. 2:9-11).

"Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden", sprach Christus kurz vor Seiner Himmelfahrt (Matth. 28:18). Kraft dieser Macht sprach Er zu Seinen Aposteln: "Ihr, die ihr Mir nachgefolgt seid, werdet bei der Neugestaltung (der Welt), wenn der Menschensohn auf dem Throne Seiner Herrlichkeit sitzt, ebenfalls auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten" (Matth. 19:28).

Dieses Jesuswort — daß Seine Getreuen nicht nur gerichtet, sondern selbst auf königlichen "Thronsesseln" sitzend richten werden, daß sie

mit Christus herrschen werden, weil sie "um des Zeugnisses Christi willen" gezwungen worden waren, an Christi Leidensschicksal blutend und in Schmerzen teilzunehmen (Offenbg. 20:4-6) — dieses Jesuswort war und blieb immer Botschaft der Kirche. "Wißt ihn nicht", schreibt die Hl. Bibel 23 Jahre nach Christi Hmimelfahrt, "daß die Heiligen die Welt richten werden? Daß wir sogar die Engel richten werden?" (1. Kor. 6:2,3).

Wir haben es also von Gott, daß Christi Schicksalsgenossen, daß alle, die aus Treue zum Gottessohn leiden, von "Ihm, der uns geliebt und durch Sein Blut von unseren Sünden erlöst hat", zu "einem Königtum . . . berufen worden sind" (Offenbg. 1:5).

Marias göttliche Berufung zum Leben und Leiden für den Erlöser ist etwas "über alle andere hinaus" (St. Albert d. Große). Deshalb ist ihr auch im Himmel eine Krone gegeben und ein Königtum, das ebenso "über alle andere hinaus" ist.

Maria war berufen, ja eigens dazu von Gott erschaffen und begnadet, nicht nur Nachfolgerin Christi zu sein, sondern Ihm auf Seinem Erlöserweg als"Gehilfin" mitwirkend, und als "Schicksalsgenossin" mitleidend zur Seite zu gehen. Als "Genossin", die mit Ihm wirken durfte unser Schicksal vom Fluch zum höchsten Gnadensegen.

Ein ganz neues Menschenpaar wurde vom göttlichen Ratschluß an den Anfang des nun erlösten Menschengeschlechtes gestellt. Seit der Stunde des Kreuzes sind es nicht mehr Adam und Eva, sondern das "Weib" und des Weibes "Sproß" (Gen. 3:15), der erlösende Schmerzensmann und die mitwirkende Schmerzensmutter, Jesus und Maria.

An den Anfang des erlösten Menschengeschlechtes wurden sie gestellt und auch auf die höchsten Höhen: Auf die Throne der Herrschaft und der Glorie über alle erlöste und von der Erlösung erfaßten Schöpfung, über Himmel und Erde und Untergründe. Christus als göttlicher König in der Herrschaft, die Sein ist seit Ewigkeit, Maria durch besondere Begnadigung von Gott.

Alle, sagt die Schrift, die um Christi willen bluten, werden auf königlichen Thronen sitzen, um zu richten und zu herrschen. König aller Könige ist Christus selbst. "Maria aber steht als Königin zu Seiner Rechten", schreibt Papst Pius X. (Ad Diem Illum).

Diesen Ausdruck, "Maria als Königin zu Seiner Rechten, hat St. Pius X. nicht selbst erfunden und geprägt. Er sprach damit ein uraltes Bekenntnis der Christenheit aus. Im 4. Jahrhundert nennt St. Ephraem die Jungfrau Maria "nach der göttlichen Dreifaltigkeit unsere Herrin". Im 6. Jahrhundert schreibt St. Sophronius: "Du, o Maria, bist emporgestiegen über alle Rangstufen der Engel, du hast alle Geschöpfe weit übertroffen, da du in einer alles Geschaffenen überragende Reinheit aufgestrahlt bist und den Schöpfer aller Geschöpfe in dich aufgenommen hast." Das 2. Konzil von Nizäa sprach im Jahre 787 über das "heilige Bild der Herrin aller und der wahrhaft heiligen Gottesmutter Maria", den Titel "Herrin" gleich neben den Ausdruck "Unser Herr Jesus Christus" stellend. St. Albert d. Große (13. Jahrht.) spricht in seinem "Mariale" von ihr als "Königin im Reich der Schöpfung und der Neuschöpfung, aufgenommen in den Himmel, um dort mitzuwirken an unserer Erlösung und teilzunehmen am Königtum Christi."

Königin aller Himmel ist sie, nach dem Drei-Einen die Höchste über alle. Königin, Herrin und Herrscherin der Engel, der Patriarchen, der Propheten, Apostel, Martyrer, Bekenner, Jungfrauen, ja aller Heiligen, wie wir sie in der 1587 approbierten Lauretanischen Litanei anrufen.

"Königin der Menschen" und "Königin der Welt", die "zugleich mit ihrem Sohne herrscht", wird sie von Papst Pius XII. genannt (An Kardinal Maglione, 15. April 1942; An das portugis. Volk, 31. Okt. 1942; Enzykl. "Myst. Corporis", 29. Juni 1943; Enzykl. "Ad Coeli Reginam", 11. Okt. 1954).

Nicht nur Himmel und Erde, auch Fegfeuer und Hölle sind ihr unterstellt, schreibt St. Albert d. Große (Mariale, qu. 43:2). Der bekannte Theologe Garrigou Lagrange stützt sich auf St. Thomas (Ia, qu. 21, art. 4, ad 1), der über Gottes Barmherzigkeit schrieb, die immer wieder durchbreche und sich sogar den Verdammten in der Hölle erweise. Eine Barmherzigkeit, die die verdiente Höllenstrafe zwar nicht aufhebe, sie aber von Zeit zu Zeit erleichtere. Es sei Marias königliche Machtverwaltung der Barmherzigkeit, die oft die Güte Gottes den Verdammten zuleite, schreibt Garrigou Lagrange (Mutter des Erlösers, II, Kap. V, Art. I). Der Dominikanertheologe Hugon spricht in seinem Buch "Marie, pleine de grace" über Marias hohe Verdienste, die sie zur Rettung ihrer unbefleckten, unberührten Seele nicht brauchte, die sie aber kraft ihrer königlichen Macht und Vorrechte den Seelen im Fegfeuer zuwende.

So ist sie denn Königin nicht wie alle anderen Heiligen, denen Gott laut der Hl. Bibel "ein Kö-

nigtum bereitet": Maria ist Königin aller, die "auf den Thronsesseln sitzen" und denen "das Gericht übertragen" ist Offenb. 20:4). Das Fest "Maria Königin", begangen am 31. Mai, ist wohl eine Einsetzung des 20. Jahrhunderts. Papst Pius XII. hat es angeordnet. Das Glauben an Marias hohes, alle Heiligen und Engel überragendes Königtum ist jedoch uraltes Bekenntnis der Christen. Wir glauben und bekennen, was unsere Väter und was die Urväter des Christentums geglaubt und bekannt haben. Wir halten uns in unserem Glauben an Gottes Wort und Überlieferung und der Kirche Entscheidung. Und offenbart ist uns von Gott das überlieferte und von der Kirche bezeugte Glauben, daß Maria, die Mutter Christi, von Gott zur Herrin und Königin bestellt worden ist.

"Jesus Christus ist der Herr", Er in Gemeinschaft mit dem Vater und dem Heiligen Geist. Gott allein hat Macht und Gewalt, herrschend in königlicher Ewigkeit und Unabhängigkeit über alles Erschaffene. Er allein verfügt über alles, leitet und regiert es, Er richtet in der ewigen Freiheit Seines Wollens.

Gott hat aber auch die Macht, Königen, die Er bestimmt, ein gewisses Machtbereich des freien doch gottunterstellten Herrschens und Waltens zu übergeben. So hat Gott mit Maria getan: Er hat ihr eingeräumt das Machtbereich der fürbittenden Güte, das Machtbereich der Barmherzigkeit. Sie hat "Macht" über Gottes Herz, wenn sie bittet für die Menschen, sie hat "Macht" über Gottes Gnadenwirken, das sie zuleitet den Betern, den Schwachen und auch den Vermessenen, die in Sünde leben, die nicht um Hilfe rufen, von Gott sich aber doch noch nicht endgültig getrennt haben.

"Gegrüßet seist du, Königin, Mutter der Barmherzigkeit!" Seit dem 11. Jahrhundert betet die Kirche dieses "Marianische Glaubensbekenntnis". Ein "Glaubensbekenntnis", in dem auch alles Hoffen und Lieben sich ausdrückt, das hilfesuchend in den Herzen der verbannten Kindern Evas glüht und zu ihr ruft, zur gütigen, zur milden, zur süßen Jungfrau Maria, daß sie uns zeige und daß sie uns gebe die gebenedeite Frucht ihres Leibes, daß sie auch hingebe uns dieser Frucht — ihrem Sohne Jesus.

Marias Königtum ist strahlende Glorie der Güte, der Milde, der Barmherzigkeit, strahlende Glorie ihrer Liebe zu Gott und zu allen, die Gottes Erlöserblut getroffen hat. "Übermächtige Fürbitterin bei Gott" wird sie von der Ostkirche genannt. Übermächtig, weil Gott ihr eingeräumt hat die königliche Macht der Mutter Christi und der Königin der Menschen, die Macht über Sein Herz. Und dafür sei hochgepriesen der Dreieinige Gott!

Sie ist mir Lieb

Sie ist mir lieb, die werte Magd,
Und kann ihrer nicht vergessen.
Lob, Ehr und Zucht von ihr man sagt,
Sie hat mein Herz besessen,
Ich bin ihr hold, und wenn ich sollt
Groß Unglück han, da liegt nichts an,
Sie will mich des ergetzen
Mit ihrer Lieb und Treu an mir,
Die sie zu mir will setzen
Und tun all mein Begier.

Sie trägt von Gold so rein ein Kron,
Da leuchten drin zwölf Sterne;
Ihr Kleid ist wie die Sonne schon,
Das glänzet hell von ferne.
Und auf dem Mond ihr Füße stahn;
Sie ist die Braut, dem Herrn vertraut,
Ihr ist weh und muß gebären
Ein schönes Kind, einen edlen Sohn
Und aller Welt ein Herren,
Dem sie ist untertan.

Martin Luther

Dunkle Stunden – randvoll von Leid,
Nächte – durchsickert von Bitterkeit,
Kräfte – hilflos in Fesseln gezwängt,
Hoffnungen – hoffnungslos eingeengt
stummes Ringen um fremde Not,
Leben – bitterer als der Tod . . .

das Kreuz, unter dem du zusammengebrochen?
Ist das der Kelch, von dem du gesprochen,
O Herr, dann will ich nicht länger klagen,
nach meinem zitternden Herzen nicht fragen.
Dein Simon Cyrene will ich sein,
denn: Dein Kreuz ist meines und meines dein.

Sr. M. Gertrud Link OSB

STALIN KAPITULIERT VOR DER MADONNA

Eine moderne Maigeschichte auf dem kommunistischen Ungarn

von Ancilla Regis

Das Dörfchen K. war ehemals von Ungarndeutschen gegründet worden und bis in die jüngste Vergangenheit hinein hatte es typisch deutsche Merkmale behalten, so den gemütvollen Madonnenbrunnen auf dem Marktflecken. Bis sich die Einwohner so "provozierend" benahmen, daß er verschwinden mußte, aber diese Niederlage verwandelte sich plötzlich in einen fröhlichen Sieg, wie ihn sich kein Bauer und Handwerker aus K. hätte träumen lassen! Ein Sieg über die Roten ohne einen Schuß Pulver, gleichsam durch ein Lächeln der Madonna erfochten, aber erzählen wir der Reihe nach:

Schon mehrere Jahrhunderte lang hatte die gußeiserne Madonna auf dem Marktbrunnen von K. sich mit ihrem huldvollen Lächeln über die Menschen geneigt. Hoch über die gekreuzte Dorfstraße hin hielt sie auf gebogenem Arm das Kindlein, welches beide Händchen liebreich nach unten streckte, als wolle es die Menschen zu sich hinaufziehen. Und es blieb auch fast zu jeder Tageszeit immer irgendjemand unter dem Brunnen stehen und sah einige Herbschläge lang freundlich zur stillen Regentin des Ungarlandes hinauf, nickte ihr ein Ave zu und ging dann weiter, oder ein Wanderbursch wusch sich drunten im klaren Brunnenspiegel an heißen Sommertagen das Gesicht und blickte aufschauend gerade ins strahlende Antlitz der Himmelsmutter. Die Marktfrauen hielten dort ein Schwätzchen, Schulkinder haschten nach den sprühenden Tropfen aus dem Wasserrohr, die durch das schützende Eisengitter fielen, winkten dem Jesuskind zu und eine Greisin rastete auf beschwerlichem Kirchgang ein paar Minuten, oder einen ganzen Rosenkranz lang. Jedermann hätte geglaubt, dies müsse so lange bestehen bleiben, als noch ein Mauerrest von K. stünde, denn der Brunnen war uralt und die eiserne Madonna auf seiner Säulenspitze schien noch manches wilde Jahrhundert überdauern zu wollen.

Bis die Kommunisten kamen. Da erlebte sie es, daß sich plötzlich die Kirchtore schlossen, der alte Pfarrer verhaftet wurde, keine Glocke mehr rief und statt der Fronleichnamsprozessionen und Wetterumgänge die Gottlosen mit ihren roten Fahnen und der Blechmusik über die Dorfstraß marschierten. Wenn von denen einmal jemand zu ihr hinaufsah, geschah es mit gerunzelter Stirn und zusammengezogenen Brauen. Sie war ihnen ein Ärgernis, diese herrliche Madonna auf dem Marktmittelpunkt. Es gab nur noch keinen rechten Anlaß, sie zu verhaften, wie den Pfarrer, oder zu stürzen wie eine weltliche Macht, denn was kann man jemandem anhaben, der nichts tut, als ein liebes Kind über die Welt hinzuheben und dabei huldvoll und gnadenvoll zu lächeln?

Da kamen die Dorfleute den Kommunisten leider gerade durch ihre Liebe zur Brunnenmadonna zuhilfe. Weil die Kirche geschlossen blieb, hatten sie unter sich etwas vereinbart und führten es auch pünktlich durch.

Als der 1. Mai des Jahres 1952 herangekommen war, wurden jene Leute von K., die nichts von diesem Vorhaben gewußt hatten, geweckt durch den hellen Klang eines Marienliedes, begleitet von kräftiger Blasmusik. Man glaubte zu träumen, aber als man sich den Schlaf aus den Augen gewischt hatte und ans Fenster gestürzt war, bot sich ein nie gesehenes Bild: rund um den Marienbrunnen hatte sich die Jugend versammelt in ihren alten ungarischen Festtrachten, Banner und Blumen in den Händen. Ein Posaunenchor hatte in der Mitte hinter dem Brunnen Aufstellung genommen — ebenfalls in voller Festtracht, mit blitzenden Instrumenten.

Am schönsten geschmückt war jedoch, — wie hätte es anders sein dürfen, — diejenige, der diese frühe Huldigung galt: die Madonna auf dem Marktbrunnen. Ihr zu Füßen, rund um das Becken hatte man Blumen über Blumen aufgebaut, das ganze Gitter war mit Maiblüten bekränzt und die Mariengestalt selbst von einer lieblichen Blütengirlande umwunden. Ein kühner Bursche hatte es gewagt, war zu ihr hinaufgeklettert und hatte ihr und dem Kindlein einen Kranz von Apfelblüten um die Stirn gelegt.

Nicht nur die Frommen staunten — auch die Kommunisten starrten mit aufgerissenen Augen zum Markt herüber, und ihre Fäuste ballten sich. So eine Schmach! Man hatte es ja gleich gewußt, daß es einmal wegen dieser Brunnenmadonna zu ernsten Auseinandersetzungen kommen würde. Wie konnte sie weiter über einem fortschrittlichen und aufgeklärten Dorf thronen und sich Huldigungen darbringen lassen, am hellichten Tage? Leider war die Feierstunde schon vorbei, als die Kommunisten mit ihren Beratungen zu Ende waren, wie man sie am wirksamsten auflösen könne. Aber eine zweite Morgenandacht dieser Art mußte unter allen Umständen verhindert werden! Am nächsten Tage wurde bereits das strenge Verbot bekanntgegeben, sich singender oder betender Weise um die Brunnenmadonna zu versammeln. Solche Darbietungen des Aberglau-

bens könnten im neuen Staat nicht geduldet werden, für kirchliche Handlungen stehe ausschließlich die (verschlossene) Kirche zur Verfügung. Im übrigen berate die Gemeindeversammlung seit längerer Zeit darüber, die altmodische Brunnenfigur durch eine neuzeitlichere zu ersetzen.

Dieser letzte Satz klang bereits wieder wie eine versteckte Drohung und sollte es auch sein. Jedoch wagte unter den Kommunisten niemand, den Blumenschmuck vom Marienbrunnen zu entfernen, noch tagelang bot sich ihnen der aufreizende Anblick der in Blüten prangenden Madonna, dann welkten die Blumen, das Leben ging weiter und der Mai zu Ende. Eines Nachts war der Frevel geschehen — der Brunnen stand kahl und ohne das Marienbildnis auf dem Marktplatz von K. Die erregten Nachforschungen ergaben, daß die Kommunisten die gußeiserne Madonna in einen Winkel der Kirche gestellt hatten. Mehr hatten sie nicht gewagt. Nun ging das Rätselraten um die neue, geplante Brunnenfigur an. Es war in den letzten Maientagen, als Lastautos mit Hebekranen vor dem Marktbrunnen Halt machten.

Zu den bevorstehenden Arbeiten hatte man wohlweislich die abendliche Dämmerstunde gewählt, um Aufläufe und Störungen zu vermeiden. So war es für die meisten Dorfleute eine unliebsame Überraschung, als sie am andern Morgen statt der entthronten Madonna eine große, aus Gips gegossene und im Bronzeton übermalte Mannesgestalt auf der Säule stehen sahen, in einer recht unerschütterlichen Haltung und mit imposanter Geste — wer konnte es anders sein, als der große "Volksfreund", der sich die Städte und Dörfer Ungarns erobert hatte im Siegeszug des Kommunismus? Ja — die Dorfleute gingen stumm wie die Katze um den heißen Brei, sahen mißtrauisch hinauf, schüttelten die Köpfe — es war und blieb unverkennbar Josef Stalin.

Und die Hände ballten sich in den Taschen, die Herzen bäumten sich in der Brust. Diese Schande! Einen solchen Mann an die Stelle der jahrhundertealten ehrwürdigen Madonna zu plazieren! Die Kommunisten jedoch grinsten, die Schmach der Marienfeier auf dem Markt schien entgüultig ausgemerzt zu sein aus der Geschichte des Dorfes. Bald würde niemand mehr auch nur daran denken!

Daß die Stalinfigur am andern Morgen mit Pferdeäpfeln geziert war, übergingen die Kommunisten schweigend, viel schlimmer aber war, was ihnen einige Tage später passierte! Da mußten sie einsehen, daß die Dorfleute von K. doch nicht ganz so hinterwälderisch waren, wie es den Anschein hatte, im Gegenteil, sie waren im Handumdrehen aus Besiegten wieder zu Siegern geworden und man konnte ihnen weder Wendigkeit noch Humor in diesem ungleichen Kampf absprechen. Irgendeiner aus den Reihen hatte Flugblätter druckenlassen, bei deren ersten Anblick die Kommunisten sich hätten freuen müssen, denn es prangte auf ihnen das klare, scharfe Foto der Stalinfigur auf dem Marktbrunnen — aber — oh diese ewige Blamage — der Amateurfotograf war so pfiffig gewesen, den Sockel, auf dem Stalin stand, von seinem jahrhundertealten Efeu zu entkleiden und auf dem frisch geschrubbten und geputzten Metallgrund leuchteten die Worte: "O Maria, du Zuflucht der Sünder, bitte für uns!" Und über diesem denkwürdigen Spruch die Gestalt Stalins, der mit ausgestrecktem Arm nach unten wies, mit einladender, und zugleich gebieterischer Geste.

Was half es, daß Metallarbeiter später den Sockel umkleideten, — das Gelächter über den reumütigen Stalin am Marienbrunnen wollte nicht mehr enden. So fröhlich hat das Dorf K. wohl noch nie den Maimonat zu Ende gebracht. Nun hätten die Kommunisten etwas darum gegeben, niemals ihren Stalin auf die vertrackte Säule gestellt zu haben — es war zu spät, um ein Lachen zu spät, das immer wieder neu auflebte. Und es gab Leute, die genau wissen wollten, daß die Madonna im staubigen Kirchenwinkel seither noch stärker lächeln würde, als früher, noch verheißupngsvoller. Sie konnten warten, bis dies Lächeln über einer neuen Siegesfeier ihres Herzens leuchten würde. Denn schon manche Geschichtsgröße ist am Lachen zerbrochen. –



Das verschenkte Sonntagsjöppel

Eine gute Tat mit beinahe bösen Folgen

von Peter Rosegger

In der Kirche des Alpendorfes Ratten steht links am Hochaltar eine fast lebensgroße Reiterstatue. Der Reiter auf dem Pferde ist ein stolzer Kriegsmann mit Helm und Busch und einem kohlschwarzen Schnurrbärtchen. Er hat das breite funkelnde Schwert gezogen und schneidet mit demselben seinen Mantel entzwei. Zu Füßen des sich bäumenden Pferdes kauert eine Bettlergestalt in Lumpen.

Als ich noch so ein nichtiger Knirps war, wie er einem ordentlichen Menschen kaum zum Hosensack emporgeht, führte mich meine Mutter gern in diese Kirche. In der Nähe der Kirche steht eine Marienkapelle, die sehr gnadenvoll ist und in welcher meine Mutter gern betete. Als oft kein Mensch sonst in der Kapelle war und vom Turme schon die Mittagsglocke in den heißen Sommertag hineinklang, kniete die Mutter immer noch in einem der Stühle und klagte Marien ihr Anliegen. Die „Liebe Frauen" saß auf dem Altare, legte die Hand in den Schoß und bewegte weder den Kopf, noch die Augen, noch die Hände, und da konnte meine Mutter nachgerade sagen, was sie wollte.

Ich hielt mich lieber in der großen Kirche auf und sah den schönen Reiter an.

Und einmal, als wir auf dem Wege nach Hause waren und mich die Mutter an der Hand führte, und ich immer drei Schritte machen mußte, so oft sie einen tat, warf ich meinen kleinen Kopf auf zu ihrem guten Angesichte und fragte: „Zuweg steht denn der Reiter allfort auf der Wand oben, und zuweg reitet er nicht zum Fenster hinaus auf die Gasse?"

Da antwortete die Mutter: „Weil du so kindische Fragen tust und weil es nur ein Bildnis ist, das Bildniss des heiligen Martin, der ein Soldat, ein sehr guttätiger, frommer Mann gewesen und jetzt im Himmel ist."

„Und ist das Roß auch im Himmel?" fragte ich.

„Sobald wir zu einem rechten Platz kommen wo wir rasten können, so will ich dir vom heiligen Martin erzählen", sagte die Mutter und leitete mich weiter, und ich hüpfte neben ihr her. Da wartete ich schon sehr schwer auf das Rasten, und in einem fort rief ich: „Mutter, da ist ein rechter Platz!"

Erst als wir in den schattigen Wald hineinkamen, wo ein platter, moosiger Stein lag, fand sie's gut, da setzten wir uns nieder. Die Mutter band das Kopftuch fester und war still, als habe sie vergessen, was sie versprochen. Ich starrte ihr fort und fort auf den Mund, dann guckte ich wieder zwischen den Bäumen hin, und mir war ein paarmal, als hätte ich durch das Gehölz den schönen Reitermann reiten gesehen.

„Ja leicht wohl, mein Bübel", begann meine Mutter plötzlich, „allzeit soll man den Armen Hilfe reichen um Gottes Willen. Aber so, wie der Martin gewesen, traben heutzutag nicht viel Herrenleut' herum auf hohem Roß. — Daß im Spätherbst der eiskalte Wind über unsere Schafheide streicht, das weißt du wohl, hast dir ja selber drauf im vorig' Jahr schier die Tatzelein erfroren. Siehst du, völlig eine solche Heide ist's auch gewesen, über die der Reitersmann Martinus einmal geritten an einem späten Herbstabend. Steinhart ist der Boden gefroren, und das klingt ordentlich, so oft das Roß seinen Huf in die Erden setzt. Die Schneeflöcklein tänzeln umher, kein einziges vergeht. Schon will die Nacht anbrechen, und das Roß trabt über die Heide, und der Reitersmann zieht seinen weiten Mantel zusammen, da sieht er auf einmal ein Bettelmännlein kauern an einem Stein; *Das hat* nur ein zerrissenes Jöpplein an und zittert vor Kälte und hebt sein betrübtes Auge auf zum hohen Roß, hu, und wie das der Reiter sieht, hält er an sein Tier und ruft zum Bettler nieder: ‚Ja du lieber, armer Mann, was soll ich reichen? Gold und Silber hab' ich nicht und mein Schwert kannst du nimmer brauchen. Wie soll ich dir helfen?' Da senkt der Bettelmann sein weißes Haupt nieder gegen die halbentblößte Brust und tut einen Seufzer. Der Reiter aber zieht sein Schwert, zieht seinen Mantel von den Schultern und schneidet ihn mitten auseinander. Den einen Teil des Kleidungsstükkes läßt er hinabfallen zu dem armen zitternden Greise: ‚Hab' vorlieb damit, mein notleidender Bruder!' Den andern Teil des Mantels schlingt er, so gut es geht, um einen eigenen Leib und reitet davon."

So hatte meine Mutter erzählt und dabei mit ihrem eiskalten Herbstabend den schönen Hochsommertag so frostig gemacht, daß ich mich fast schauernd an ihr lindes Busentuch schmiegte.

„'s ist aber noch nicht ganz aus, mein Kind", fuhr die Mutter fort, „wenn du es nun gleichwohl weißt, was der Reiter mit dem Bettler in der Kirche bedeutet, so weißt du's noch nicht, was weiter geschehen ist. Wie der Reitersmann nachher in der Nacht daheim auf seinem harten Polster ruhsam schläft, kommt derselbe Bettler von der Heide zu seinem Bett, zeigt ihm lächelnd den Mantelteil, zeigt ihm die Nägelwunden an den Händen und zeigt ihm sein Angesicht, das nicht mehr alt und kummervoll ist, das strahlet wie die Sonne. Derselbe Bettelmann auf der Heid' ist der lieb' Herrgott selber gewesen. So, Bübel, und jetzt werden wir wieder anrukken."

Da erhoben wir uns und stiegen den Bergwald hinan. Bis wir heimkamen, waren uns zwei Bettelleute begegnet; ich guckte jedem sehr genau in das Gesicht; ich hab' gemeint, es dürft' doch der liebe Herrgott daheintérstecken.

Gegen Abend desselben Tages, als ich mein Sonntagskleidchen des sparsamen Vaters wegen schon hatte ablegen müssen und nun wieder in dem vielfarbigen Werktagshöslein herumlief und hüpfte und nur noch das völlig neue graue Jöpplein trug, das ich nicht ablegen wollte und mir noch für den Tagesrest erbeten hatte, und als die Mutter auch schon wieder bei ihrer häuslichen Arbeit war, eilte ich gegen die Schafheide hinaus. Ich mußte die Schäflein, worunter auch ein weißes Lämmelin als mein Eigentum war, heim in den Stall führen.

Wie ich aber so hinhüpfte und Steinchen schleuderte und damit die goldenen Abendwolken treffen will, sehe ich plötzlich, daß dort am Fels ein alter, weißköpfiger, sehr arm gekleideter Mann kauert. Da stehe ich erschrocken still, getraue mir keinen Schritt mehr zu tun und denke bei mir: Jetzt, das ist aber doch ganz gewiß der lieb' Herrgott.

Ich habe gezittert vor Furcht und Freude, ich habe mir gar nicht zu helfen gewußt.

Wenn es doch der lieb' Herrgott ist, ja, da muß eins ihm wohl was geben. Wenn ich jetzt heimlauf', daß die Mutter komme und gucke und mir sage, wie ich dran bin, so geht er mir zuletzt gar dieweilen davon, und es wär' doch eine Schand' und ein ein Spott. Ich denk', sein wird er's gewiß, just so hat derselb' ja auch ausgeschaut, den der Reitersmann gesehen.

Ich schlich einige Schritte nach rückwärts und begann, an meinem grauen Jöppel zu zerren. Es ging nicht leicht, es war so fest über dem grobleinenen Hemde oben, und ich wollte das Schnaufen verhalten, ich meinte, der Bettelmann sollte mich früher nicht bemerken.

Einen gelbangestrichenen Taschenfeitel hatte ich, nagelneu und just scharf geschliffen. Diesen zog ich aus der Tasche, das Röcklein nahm ich unters Knie und begann, es nun mitten auseinander zu trennen.

War bald fertig, schlich zum Bettelmann, der halb zu schlummern schien, und legte ihm seinen Teil von meinem Rock zu Häupten. — Hab' vorlieb damit' mein notleidender Bruder! Das habe ich ihm still in Gedanken gesagt. Dann nahm ich meinen Teil vom Rocke unter den Arm, lugte noch eine Weile dem lieben Gott zu und jagte dann die Schäflein von der Heide.

In der Nacht wird er wohl kommen, dachte ich, und da werden ihn Vater und Mutter sehen, und wir können ihm, wenn er bei uns bleiben will, gleich das hintere Stübel und das Hausaltarl herrichten.

Ich lag im Schiebebettlein neben Vater und Mutter, und ich konnte nicht schlafen. Die Nacht verging, und der, den ich gemeint hatte, kam nicht. Am frühen Morgen aber, als der Haushahn die Knechte und Mögde aus ihren Nestern hervorgekräht hatte, und als draußen im Hof schon der laute Werktag anhub, kam ein alter Mann (sie hießen ihn den Schwamm-Veitel) zu meinem Vater, brachte ihm den verschenkten Teil von meinem Rock und erzählte, ich hätte denselben abends zuvor in meinem Mutwillen zerschnitten und ihm das eine Stück an den Kopf geworfen, wie er so ein wenig vom Schwammsuchen ausgeruht habe auf der Schafheide.

Darauf kam der Vater, eine Hand hinter dem Rücken, ganz leicht an mein Bett geschlichen: „Geh, tu' mir's sagen, Bub, wo hast denn du dein neues Sonntagsjöppel?"

Das leise Schleichen mit der Hand hinter dem Rücken war mir sogleich verdächtig vorgekommen, und jetzt ging mir schon das Gesicht auseinander, und weinend rief ich: „Ja, Vater, ich hab' gemeint, dem lieben Herrgott hätt' ich es gegeben."

„Jesses, Bub, du bist aber so ein Trottel, so ein Halbnarr!" schrie mein Vater, „für die Welt bist du viel zu dalkert, zum Sterben bist du gar zu dumm. Dir muß man mit einem rechten Besen die Seel' aus der Haut schlagen!"

Wie nun die Hand mit der gewundenen Birkenrute zum Vorschein kam, erhob ich ein Zetergeschrei.

Eilte sogleich die Mutter herbei. Sie tat sonst selten Einsprache, wenn der Vater mit mir Gericht hielt; heute aber faßte sie ihm die Hand und sagte: „'s Röckel flick' ich leicht wieder zusammen, Alter. Geh' jetzt mit, ich muß dir was sagen."

Sie gingen beide hinaus in die Küche; ich denke, dort haben sie über die Martinigeschichte gesprochen. Sie kamen nach einer Weile wieder in die Stube.

Der Vater sagte mit fast dumpfer Stimme: „Sei still, es geschieht dir nichts."

Und die Mutter flüsterte mir zu: „Ist schon recht, wenn du das Röckel dem lieben Herrgott hast wollen geben, aber besser ist's noch, wir geben es dem armen Thalmichelbuben. In jedem Armen steckt der liebe Gott. Schau, der heilige Martinus hat's auch schon gewußt. So, und jetzt,mein Bübel, hupf und schlüpf ins Höslein; der Vater ist noch nicht allzu weit mit der birkenen Liesel." –

Willst du ein Leben, das schwer wie ein
Alp auf dir liegt und wie ein Fluch —
werde ein Priester und werde es halb.
Willst du Freude übergenug und die
Seele voll Frieden und Gottesglanz —
werde ein Priester und werde es ganz.
Ernst Thrasolt

Drum sei nicht stolz, o Menschenkind!
Du bist dem Tod wie Spreu im Wind,
Und magst du Kronen tragen;
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh' ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen.
Em. Geibel

KRANKENSALBUNG...

auch nach dem Tode?

„Vor sechs Jahren passierte hier ein Unglück. Ich wurde als Helfer gerufen. Als ich sah, was passiert war, ließ ich sofort den Pfarrer rufen. Gleichzeitig mit dem Pfarrer traf auch der Krankenwagen ein. Wie ich beobachtet habe, hatte der Pfarrer gerade dem Verletzten die Stirne gesalbt, als er eingeladen wurde. Ich möchte fragen, ob der Verunglückte jetzt schon im Besitz der heiligmachenden Gnade war, so daß er in den Himmel gekommen wäre, wenn er jetzt auf dem Transport gestorben wäre. Wie lange nach dem Tode kann überhaupt die heilige Ölung gespendet werden?"

Noch bevor ich diese Fragen beantworte, muß ich dem Schreiber ein Lob spenden dafür, daß er sofort den Pfarrer gerufen hat. Daran denken leider nur wenige. Mancher Verunglückte, dessen irdisches Leben nicht mehr zu retten ist, könnte das ewige erlangen, wenn mit Arzt und Sanitäter auch gleich ein Priester zur Stelle wäre. Selbst wenn der Verunglückte bewußtlos ist und es sich nicht feststellen läßt, ob er katholisch ist, könnte der Priester ihn absolvieren und ihm die heilige Ölung spenden. Beides natürlich nur bedingungsweise.

Bei größeren Unglücksfällen, z. B. Eisenbahn- oder Bergwerkskatastrophen werden von den Unfallstellen die Pfarrämter wohl immer benachrichtigt, nicht aber bei jedem Einzelunfall. Für gewöhnlich kann z. B. ein Verkehrsverletzter erst nach seiner Einlieferung ins Krankenhaus priesterliche Hilfe erlangen. Mancher ist dann aber schon tot.

Wie das staatliche Gesetz jeden verpflichtet, wo auch immer er Zeuge eines Unfalls wird und der Verletzte auf seine Hilfe angewiesen ist, erste Hilfe zu leisten und für die Überführung des Verletzten in ärztliche Behandlung zu sorgen, so fordert das Gebot der christlichen Nächstenliebe von uns allen, daß wir alles versuchen, neben dem Leib auch die Seele des Verunglückten zu retten. Darum müssen wir mit Arzt und Unfallstation auch den Priester benachrichtigen. Bis zu seinem Eintreffen sollen wir, falls der Verletzte bei Bewußtsein ist, ihm helfen, vollkommene Reue zu erwecken mit dem Verlangen, das Bußsakrament zu empfangen. Stirbt nun der Verletzte, ehe der Priester eintrifft, so sind ihm seine Sünden auf Grund der vollkommenen Reue in Verbindung mit dem Verlangen nach dem Bußsakramente vergeben. Seine Seele wird die ewige Seligkeit erlangen. —

An dieser Stelle mußte ich meine Arbeit unterbrechen. Die Hausglocke ging, und meine Schwester rief mir zu, ich müsse sofort zu einem Kranken kommen. Rasch griff ich nach Stola, heiligem Öl und Krankenpatene und eilte zur Haustür. Auf meine Frage, was los sei, sagte der Junge, der mich gerufen hatte, ein Mann, der ganz in seiner Nähe wohne, sei plötzlich umgefallen wie tot. Mehr wisse er nicht, da er sofort zu mir gelaufen sei. Da ging ich gar nicht erst zur Kirche das Allerheiligste holen, sondern hastete sofort zum Hause des Kranken. Als ich ins Zimmer trat, richtete sich der Arzt,



der den Kranken untersucht hatte, auf und sagte auf meinen fragenden Blick: „Soeben verstorben. Herzinfarkt." Ich habe getan, was ich noch tun konnte, dem Mann, den ich als guten Christen gekannt habe, habe ich die Absolution erteilt und ihm die Krankensalbung gespendet. Beides unter der Bedingung: Wenn du noch lebst. Und dann habe ich mit den Angehörigen für die Seelenruhe des Verstorbenen gebetet.

Habe ich durch mein Tun dem Verstorbenen noch irgenwie genützt? Wenn er im Stande der heiligmachenden Gnade war in dem Augenblick, da die Seele vom Körper schied, hat ihm unser Gebet bestimmt genützt. Es steht doch schon in der Heiligen Schrift: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Seelen der Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden" (2. Makk. 12, 46). Wie aber steht es mit der Absolution und der Krankensalbung?

Hatte die Seele in dem Augenblick, da ich die Absolutionsformel sprach und die Stirn des Kranken salbte, den Leib bereits verlassen, konnten ihr weder Absolution noch die heilige Ölung helfen. Die Sakramente können der Seele nämlich nur so lange nützlich sein, wie sie mit dem Leibe verbunden ist.

Warum denn habe ich die Sakramente gespendet, trotzdem mir der Arzt gesagt hatte: „Soeben verstorben."

Der Arzt nennt als Zeitpunkt des Todeseintrittes den Augenblick, da das Herz entgültig aufhört zu schlagen. Die Kirche dagegen den Augenblick, da die Seele den Körper verläßt. Das geschieht aber nicht immer im gleichen Augenblik, in dem das Herz aufhört zu schlagen. Das Scheiden der Seele vom Körper zieht sich oft über längere Zeit hin. Beobachten können wir das bei Menschen, die von unten nach oben sterben. Den Augenblick genau zu bestimmen, da die Seele den Körper verläßt, ist sehr schwer, wenn nicht unmöglich. Darum soll nach Anordnung der Kirche die heilige Ölung auch noch kurze Zeit n a c h dem Tode gespendet werden, wenigstens so lange, wie der Körper noch nicht erkaltet ist oder Zeichen der Verwesung aufweist.

Der bewußtlose Kranke kann aber doch nicht mehr Reue und Leid erwecken? Und ohne Reue kann doch keine Sünde vergeben werden?

Das ist richtig. Die Kirche sagt aber: Wenn ein Mensch als gläubiger Christ gelebt, ja sogar wenn er sehr lau war, vielleicht jahrelang nich mehr zu den Sakramenten gegangen ist oder keine Kirche mehr besucht hat, sich aber von der Kirche nicht getrennt hat, so muß man annehmen, daß er in seiner Sterbestunde, so er bei Bewußtsein wäre, sein Tun bereuen werde. –

Heilige Mutter

von Kornelia Lichtherz

Da fragte mich einmal mein liebes Kind:
"Mutter, ob auch auf Erden Heilige sind?"
"Gewiss, mein Junge, man kennt sie nur nicht."
"Ja, sieht man denn das nicht gleich am Gesicht?
Und haben sie keinen Heiligenschein?"
"Ach, lieber Junge, das kann doch nicht sein."
"Doch, Mutter, doch, man muss es nur richtig verstehn:
Sie haben ihn wohl, nur kann man's nicht sehn!
Auch du, liebe Mutter, auch du hast einen . . .!"
Da schwieg ich erschüttert – und musste weinen . . .

Ein herrliches Buch verfasst gegenwärtig der heilige Geist!
Kein Tag vergeht, ohne dass nicht Buchstaben gesetzt werden,
Druckerschwärze gebraucht wird und Blätter ausgefüllt werden.
Doch wir befinden uns in der Nacht des Glaubens.
Das Papier übertrifft an Dunkelheit die Druckerschwärze.
Die Lettern sehen verworren aus.
Eine Sprache aus einer anderen Welt wird da gesprochen;
man versteht nichts davon.
Erst im Himmel werdet ihr dieses Evangelium lesen können.

JEAN-PIERRE DE CAUSSADE

Diebstahl im Schnellzug

von Helmut Dohle

Meine Großmutter war eine sehr energische Frau, nichts konnte so leicht ihr Reaktionsvermögen beeinträchtigen. Seit ich denken kann, erinnere ich mich nur an eine einzige Begebenheit, die ihr die Sprache verschlagen hat.

Sie war damals schon über siebzig Jahre alt, als sie noch einmal nach Belgien reiste, um ihre Verwandten zu besuchen. Es muß noch gesagt werden, daß meine Großmutter mit Geld immer sehr vorsichtig umging. Sie drehte eine Mark zehnmal herum, bevor sie sich entschloß, sie auszugeben. Im letzten Augenblick jedoch entschied sie oft, daß die Schuhe oder das Paar Strümpfe oder was sie gerade kaufen wollte, doch nicht so unbedingt nötig sei. Also verschwand das Geld wieder in jenem sagenhaften sicheren Versteck, das wir Kinder wohl vom Hörensagen kannten, in Wirklichkeit aber nie gesehen haben, so daß ich nicht sagen kann, ob es in der Matratze oder in einem ausgehölten Tischbein war. Denn auch ein solches gab es neben vielen anderen Merkwürdigkeiten in ihrem alten Haus.

In ihrer bewährten Sparsamkeit hatte die Großmutter nun während ihres erwähnten Aufenthaltes in Belgien wenig Geld ausgegeben und nahm außer einigem Kleingeld auch einen schönen, neuen 50-Mark-Schein mit auf die Heimreise. Da sie oft von Taschendieben gehört hatte und überhaupt das Reisen sehr unsicher fand, verbrachte sie die letzte Nacht vor ihrer Heimfahrt ohne Schlaf. Nach langem Grübeln entschloß sie sich, den Geldschein zuoberst auf ihre Kleider in den Koffer zu legen. Kein noch so gerissener Dieb würde ihn dort suchen!

So reiste meine Großmutter wohlgemut nach Hause. Im Schnellzugabteil saß ihr ein älterer Herr gegenüber. Während dieser in einem Buch blätterte, taxierte ihn die Großmutter eingehend. Sein Schnurrbart war ihr sehr sympatisch. Auch die zurückhaltende Art, wie er sich hin und wieder räusperte. Ganz zu schweigen von der vornehmen Kleidung! — Es muß ein Amtsgerichtsrat sein, oder ein Brauereibrsitzer — konstatierte die Großmutter. Diese beiden Sorten von Menschen wawaren für sie der Inbegriff der Vornehmheit und der guten Manieren. Ob diese Idee vielleicht auf Erfahrungen aus ihrer Jungmädchenzeit herrührte, vermochte ich nicht zu ergründen.

Die Großmutter war mit ihrer Prüfung sehr zufrieden. Ja, sie war glücklich, daß sie in den unsicheren Zeiten mit einem so reizenden Herrn allein im Abteil war. So entschloß sie sich denn auch nach einiger Zeit, einem inneren Drang zu folgen. Sie empfahl ihren Koffer dem vornehmen Mitreisenden und ging den vorgeschriebenen Weg. Sie war erleichtert, als sie nach etwa zehn Minuten das Abteil wieder betrat und sowohl den Herrn als auch ihr Gepäck erblickte.

Wahrscheinlich um das ihm zuteil gewordene Vertrauen zu erwidern — wie die Großmutter glaubte —, entschuldigte sich wenig später der Herr für einen Augenblick und gab sein einziges Gepäckstück, eine große Aktentasche, in die Obhut meiner Großmutter.

Ein reizender Herr, dachte sie und blickte ihm nach. Doch plötzlich schoß es ihr durch den Kopf, daß sie einmal gelesen hatte, gerade Männer mit vollendeten Manieren seien oft die größten Gauner. Dieser Gedanke ließ sie nicht mehr ruhen. — Sie konnte sich ja etwas von ihrem Reiseproviant aus dem Koffer holen und bei dieser Gelegenheit ganz unauffällig nach dem Geld sehen, dachte sie. Gesagt, getan!

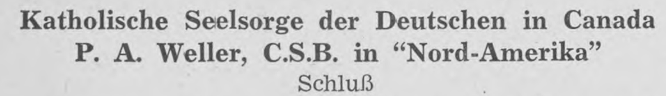
Wer aber beschreibt das Erstaunen und den gerechten Zorn der wehrhaften Großmutter, als sie den Koffer öffnete und den Geldschein nicht an dem mit so viel Scharfsinn ausgedachten Platz fand. Auch eine ausgedehnte Suche im Koffer blieb vergeblich. Was tun? In größter Hast versuchte die Großmutter einen Entschluß zu fassen, denn jeden Augenblick konnte der abgefeimte Schurke zurückkehren. Sie mußte sich Gewißheit verschaffen. Schnell nahm sie die Aktentasche des Fremden und öffnete sie. Aber vor Schreck hätte sie sie beinahe fallen lassen. In der Innentasche, die weit geöffnet war, steckte ein nagelneuer 50-Mark-Schein!

Ihn sehen und auf die Kleider in den Koffer legen, war für die Großmutter eins. Sie hatte gerade noch Zeit, die Aktentasche wieder zu schließen und an ihren Platz zu stellen, bevor der Herr eintrat. Die Großmutter erwiderte seinen Gruß mit eisiger Zurückhaltung und erging sich für den Rest der gemeinsamen Reise in Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Menschen. Auf niemanden konnte man sich mehr verlassen, selbst wenn er wie ein Amtsgerichtsrat aussah — die Großmutter muß wohl an dieser Stelle tief geseufzt haben.

Jedenfalls erreichte sie ihr Heim wohlbehalten und sichtlich befriedigt darüber, einen Gauner um den Gewinn seiner Schandtat gebracht zu haben. Es vergingen zwei Tage, die sie in ungetrübter Laune unter der Nachwirkung ihres Bravostückes verbrachte, bis dann der eingeschriebene Brief ihres Bruders aus Belgien ankam. Er enthielt unter vielen unwichtigen Nachrichten folgenden markanten Satz: „Beim Aufräumen fand ich gestern einen neuen 50-Mark-Schein, der nur von Dir sein kann. Ich lege ihn Dir bei. Hoffentlich hast Du ihn inzwischen nicht entbehrt." –

Aus unseren Gemeinden





Katholische Seelsorge der Deutschen in Canada
P. A. Weller, C.S.B. in “Nord-Amerika”

Schluß

„Den drei Gruppen von Montreal, Toronto und Vancouver ist gemeinsam, daß sie alle jüngeren Ursprungs sind. Sie gehen auf die Einwanderung von 1926 bis 1930 zurück (die volle Entwicklung kam während der letzten Jahre, mit den jüngsten Neueinwanderern. Red.) Die meisten der (älteren) sprachdeutschen Katholiken kamen aus Südslavien und Rumänien, mit einem beträchtlichem Einschlag von Sprachdeutschen aus Ungarn, der Tschechoslowakei, Österreich und Deutschland. Sie sind fleißige und kräftige Arbeiter, größtenteils Bauhandwerker, die sich in den drei Städten feste Existenz geschaffen haben.

„Die außerhalb Torontos lebenden rund 30,000 Deutschkatholiken von Ontario wohnen vor allem in den Landkreisen Waterloo und Bruce (Formosa, Mildmay, Zurich), größere Gruppen trifft man auch in den Städten Welland, Hamilton und Windsor. In Windsor, wo es seit 1927 unregelmäßig deutsche Gottesdienste gab, kam es infolge der Nachkriegseinwanderung 1950 zur Errichtung einer Kirche, um die sich heute die größte eigenvölkliche Kirchengemeinde der Stadt schart, in der es heute neben 20 Territorial- sieben Nationalpfarreien (für Italiener, Polen, Ungarn, Deutsche usw.) gibt.

(Das ganze Bild der „außerhalb Torontos lebenden deutschen Katholiken" Ontarios ist gegenwärtig im Prozeß des Wachsens. Wir haben Gemeinden und größere Gruppen in Hamilton, London, Ottawa, Sudbury, Sault Ste. Marie usw.)

Die Deutschen des Kreises Waterloo leben um Kitchner herum, der Heimatstadt des früheren Ministerpräsidenten McKenzie King und des verstorbenen Lieutnant Governor Saskatchewans, Dr. Uhrich.

Die früheren katholischen Einwanderer, darunter Dr. Uhrichs Vorfahren, kamen aus dem Elsaß, als erster (um 1827) Theobald Spetz. Später folgten Süddeutsche, Hessen und Rheinländer. Sie fanden in der Gegend sprachdeutsche Mennoniten vor, die ihnen mit Rat und Tat beistanden. Anfangs behalfen sich die deutschen Katholiken mit Laiengottesdiensten, um 1833 oder 1934 kam jedoch der erste sprachdeutsche Geistliche, der Oberelsässer I. Wiriath, der 412 Familien (1700 Seelen) in 26 Townships zu Fuß aufsuchte. Sein Nachfolger (seit 1837), der Elsässer Peter Schneider, verfügte wenigstens über ein Pferd.

Von 1847 bis 1852 wurden die Siedler von zwei Jesuiten betreut, dem Bündner Vavang und dem Bayern Fritsch. Seit 1857 übernahmen die Resurrektionistenpatres die Betreuung, als erster der Rheinländer (und Dichter) Eugen Funken, sowie sein Bruder Louis Funken, der 1865 in St. Agatha das bald darauf nach Berlin (heute Kitchner) verlegte St. Hieronymus-Kolleg gründete, den geistligen Mittelpunkt der stammdeutschen Katholiken.

Zugabe der Redaktion: Das Bild der katholischen Seelsorge im Osten Canadas hat sich inzwische sehr verändert. Es wächst in neue Weiten. Neben den bisher genannten deutschen Pfarreien Montreals, Torontos, Windsors und des Kreises Waterloo finden wir deutsche Pfarreien und Gemeinden in Hamilton (Pallotinerpatres), in London, in Sudburry, Sault Ste. Marie, in Ottawa, wo neben P. Clem. Stroick O.M.I. drei deutsche Augustinerpatres in der St. Augustinus-Gemeinde arbeiten. In Marylake bei Toronto finden wir vier deutsche Augustinerpatres (Exerzitienhaus und Wallfahrtsort der Mutter der Gnade), in Nova Scotia Klosterschule, Noviziat, Exerzitienhaus und Wallfahrtsort der Augustiner mit fünf deutschen Patres.

Manitobas deutsche Katholiken — Gesamtzahl 1941 rund 5000 — kommen teils von Übersee, teils vom nahen Minnesota, U.S.A. In Winnipeg gründeten die Oblatenpatres die St. Josephsgemeinde. (15 Meilen außerhalb der Stadt Winnipeg finden wir die von den Oblatenpatres versehene schöne Gemeinde von Little Britain, Man. Im Norden der Provinz, in Swan River, Man., arbeiten deutsche Pallotinerpatres. Die Red.).

Die Hochburg der deutschstämmigen Katholiken ist seit langem Saskatchewan, das im Jahre 1941 46 Prozent von ihnen beherbergte. Diese 51 000 Menschen bildeten 21 Prozent aller Katholiken der Provinz und standen damit vor den katholischen Franzosen (44 000, 18 Prozent), Ukrainern (42 000, 17 Proz.) und Briten (26 000, 11½ Proz.) an erster Stelle.

Die größte Siedlung deutschsprechender Katholiken in Saskatchewan, die der Peterskolonie, wurde 1901 durch Deutschamerikaner gegründet, die angeführt von Benediktinern der St. John's Abtei in Collegville, Minn., U.S.A. Ihren Mittelpunkt bildet das 1911 zur Abtei erhobene Benediktinerkloster in Muenster, Saskatchewan.

Eine andere große geschlossene Siedlung, die St. Josephskolonie, entstand im Mai 1905 westlich von Saskatoon. Sie wurde (und wird auch jetzt noch) von deutschen Oblaten betreut.

Rußlanddeutsche Katholiken siedelten sich etwa 1895 in der Gegend von Regina und dem heutigen Kronau

an. Im Zeitraum 1925–30 ließen sich viele katholische Deutsche im Raum von Goodsoil im Norden der Provinz nieder.

Von der Redaktion: Die von deutschen Weltpriestern und Oblaten betreuten Kolonien um Saskatchewans Hauptstadt Regina herum, Deutschrußländer, österreicher und Deutschungarn, umfassen an Land und Seelenzahl fast dasselbe Gebiet wie die St. Peterskolonie. Zu nennen wäre noch der deutsche Prelate-Distrikt mit acht Gemeinden und neun deutschen und deutschstämmigen Priestern. Die St. Peterskolonie der Benediktiner hat zwei Mutterhäuser deutscher Schwestern: Die Ursulinerinnen von Bruno, Sask. und die Elisabethschwestern von Humboldt, Sask. Die Regina-Kolonie ein Mutterhaus: die Ursulinerinnen von Vibank, Sask., der Prelate-Distrikt ein Mutterhaus: Die Ursulinerinnen von Prelate, Sask. Heute ist Saskatchewan nicht mehr die "Hochburg" deutscher Seelsorgearbeit, obwohl die meisten deutschsprechenden Priester dort leben und wirken. Der Osten Canadas und die Westküste des Landes sind von deutschen, katholischen Neueinwanderern überflutet. Dorthin geht augenblicklich die große Sorge der Kirche. Als eine der allerschönsten Früchte deutschen katholischen Kirchenlebens in der Prärie des Westens nannten wir in der Februarnummer die hohe Zahl der Priester- und Ordensberufe, die von unseren Leuten der Kirche geschenkt wurden. West-Canada hat der Kirche zwei Bischöfe, 132 Priester und an die 300 Schwestern gegeben.

In Alberta wurden schon in den neunziger Jahren viele katholische Deutschstämmige, meistens aus Wisconsin und Montana, U.S.A., zum Teil auch aus dem Reich, unter Führung von deutschen Oblaten seßhaft. Deutsche Kirchengemeinden entstanden in Rocky Ford, Milk River und Warner. Im Jahre 1904 gründeten Deutschamerikaner eine Siedlung am Spring Lake. Alle älteren deutschen Kirchengemeinden Albertas sind inzwischen anglisiert worden. Seit 1949 wanderten erneut deutschestämmige Katholiken nach Südalberta. Bis 1955 war ihre Gesamtzahl auf 25000 gestiegen, von denen 1800 in der Stadt Calgary leben, die übrigen in der Gegend von Lethbridge und Medicine Hat. (Groß ist auch die Zahl der deutschen Katholiken in Edmonton, Alta., betreut vom Pallotinerpater A. J. Bertsch. Die Städte Lethbridge und Medicine Hat sind sehr stark von deutschen katholischen "Farmern im Ruhestand" bewohnt. Kommt man dort als deutschsprechender Priester hin, wird man gebeten, doch auch deutsch zu predigen. Die Red.). Seit 1954 werden (die deutschen Katholiken Calgary's und Umgebung) von deutschen Pallotinern in ihrer Muttersprache betreut. Der Pallotinerpater Theodor Gerharz schuf damals für sie die St. Bonifatiusgemeinschaft von Calgary, die jedoch keine eigene Kirchengemeinde bildet. (Neben Pater Gerharz arbeitet in Calgary auch noch der Pallotinerpater Wilhelm Gemke. Die Ded.). –

Deutschsprechende Priester in Canada: In der Februarnummer 1958 des Marienboten finden Sie eine Liste aller deutschsprechenden Priester Canadas. Wir hatten damals bemerkt, daß diese Februar-Liste bezüglich der deutschen Augustinerpatres Canadas nicht genau sei. Wir lassen nun die Namen der deutschen Augustiner hier in Canada folgen:

Nova Scotia – Augustinian Fathers, Monastery; Klosterschule, Noviziat, Exerzitienhaus und Wallfahrtsort. Die Patres: Leonard Lochner O.S.A., Anastasius Lindner O.S.A., Aurelius Stengel O.S.A., Ludger Grosse O.S.A., Alexander Knöchelmann O.S.A.

Marylake, King City, Ont., Augustinian Fathers; Exerzitienhaus und Wallfahrtsort "Mutter der Gnade". Die Patres: Suitbert Moors O.S.A., Arnold Dietrich O.S.A., Leo Ebert O.S.A., Alexius B. Noeth O.S.A. Deutsche Ritaschwestern.

Ottawa – St. Augustine's Church, City View. Pfarrei; Die Patres: Oswald Malzer O.S.A., Karl Schlereth O.S.A., Florerius Schramm O.S.A.

Ladner, B. C. – (in der Nähe von Vancouver), Augustinian Fathers, 3900 Patterson Drive; Pfarrei, Exerzitienhaus, Wallfahrtsort "Mutter des Trostes". Die Patres: Valentin Keller O.S.A., Martin Müller O.S.A., Othmar Mußmacher O.S.A.

Lulu Island, B. C. – (zwischen der Stadt Vancouver und dem Flugplatz Vancouvers), St. Monica's Priory, 1201 Woodhead Rd. Pfarrei. Pater Konrad Renneisen O.S.A.

Vancouver – Im Januar predigte Dr. Wunibald Brachthäuser O.P., Domprediger zu Köln und Provinzial der deutschen Dominikaner-Ordensprovinz, in unserer deutschen Kirche der Heiligen Familie. Dr. Wunibald O.P. sprach über "Überwindung des Materialismus", "Das moderne Menschenbild", "Soziale Gerechtigkeit" und "Wer das Herz bewegt, bewegt die Welt." Unvergeßlich werden uns die drei Einkehrtage bleiben, die der deutsche Dominikaner uns schenkte.

Unser Kirchenvorstand setzt sich aus folgenden Herrn zusammen: Herr Joseph Otter, Vorsitzender, Herr August Vetter (neugewählt, den bekannten, um unsere Gemeinde wohlverdienten Herrn Lorenz Feldes ersetzend), die Herrn Joseph Miller, Ambros Heidrich und Hans Paul.

Pfadfinder – Der Kirchenvorstand der Heiligen-Familie-Gemeinde, Vancouver, besprach die Anregung zur Gründung einer Pfadfindergruppe in unserer deutschen Gemeinde. Herr R. Dangelmaier, der auf langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete hinweisen kann, wurde gebeten, den Versammelten nähere Auskünfte über die Möglichkeiten einer derartigen Gründung zu geben. Die Gründung wurde vorgenommen. Die Pfadfindergruppe unserer Gemeinde zählt gegenwärtig etwa 20 Jungen. Einmal die Woche wird unseren Pfadfindern die Gemeindehalle zur Verfügung gestellt. Als Führer wirken Don Dangelmaier, Otto Fuchs und Peter Bratschke.

Kolping in Vancouver – Der neue Vorstand der Kolpingsfamilie Vancouver, Gemeinde der Heiligen Familie: Hans Paul, Senior; Werner Ganguin, Schriftführer; Hans Schneider, Kassierer; Bernhard Ottlieb, Kronist.

Pater Bohnenberger, Pfarrer von Aldergrove, hielt den Kolpingsgesellen einen lehrreichen Vortrag über das Thema: "Der Mensch, seine Rechte und Pflichten."

(Fortsetzung auf Seite 32)

Aus der katholischen Welt

Rom – Die ersten zwei japanischen Karmeliten — Die jüngst in Rom zu Priestern geweihten zwei japanischen Alumnen des internationalen Scholastikats der Unbeschuhten Karmeliten sind die ersten japanischen Patres des Ordens. In Japan bestehen schon seit längerem drei Klöster der Karmelitinnen. Die Patres arbeiten erst seit 1951 in der Apostolischen Präfektur Nagoya und in der Hauptstadt Tokio. Dort leiten sie ein Exerzitienhaus für Priester und Laien. Nicht selten nehmen auch Heiden, die unseren Glauben kennenlernen wollen, an den Exerzitien teil.

Seoul, Katholik Vizepräsident der südkoreanischen Republik — Dr. John Chang war vor seiner Wahl zum Vizepräsidenten von Südkorea der erste Botschafter seines Landes in Washington, zweimal war er Vertreter Koreas bei der UNO und drei Jahre lang Ministerpräsident. Dr. Chang ist als mustergültiger Katholik und Familienvater bekannt. Von seinen 7 Kindern ist eine Tochter Ordensfrau, 3 seiner Söhne studieren Theologie.

Kanton, Kommunistische Schulungskurse für Katholiken Nach dem Bericht eines nach Hongkong geflüchteten Chinesen finden in Kanton zweimal in der Woche Zwangsschulungskurse für die Katholiken statt. Zweimal in der Woche werden in der Kathedrale von Kanton Brand- Anklagereden gegen den Papst und den Apostolischen Administrator der Diözese Kanton, Bischof Dominikus Tang S.J., gehalten.

Saigon, Arbeit unter den Chinesen — Cholon, eine Vorstadt von Saigon, ist eins der wichtigsten Zentren der Auslandschinesen. Der erste Seelsorgsposten in Cholon wurde 1897 von einem chinesischen Priester gegründet. Rechtes Leben kam erst in die Pfarrei, als sich 1949 mehrere aus China vertriebene Missionare in Cholon niederließen. Seitdem ist die Zahl der Katholiken von 400 auf 3500 gestiegen. Die Pfarrei hat heute 4 Filialen, davon eine im chinesischen Flüchtlingslager und eine andere in chinesischen Aussätzigenheim. Außerdem wurde 1957 eine zweite Pfarrei in einem anderen Stadtviertel, in dem 100 000 Chinesen wohnen, gegründet. Die Tätigkeit der Patres wird von der sehr eifrigen Legio Mariae gefördert und gestützt.

Vatikan, Papst empfing Eisenbahner — Über 10 000 Eisenbahner empfing Papst Pius XII. in der Vatikanischen Basilika in besonderer Audienz. In einer kurzen Ansprache betonte Pius XII. das grundlegende Interesse der Kirche an allen sozialen Problemen.

Deutschland, Erste Autobahnkirche — Die erste Autobahnkirche Deutschlands, die zur Zeit an der Abzweigung Adelsried in der Nähe von Augsburg gebaut wird, soll noch im Frühjahr geweiht werden. Das Gotteshaus, dessen Errichtung auf die Initiative des Generaldirektors der Haindlschen Papierfabriken in Augsburg-Hegge, Dr. Joseph Haindl, zurückgeht, wird den Benutzern der Autobahn Stuttgart–München Gelegenheit zu Gebet und Besinnung bieten, ohne erst von der Autobahn in umliegende Dörfer abbiegen zu müssen.

Kleinbus für Aussätzigen-Stationen — Die katholische Jugend von Harsewinkel, einem 6000 Einwohner zählenden Ort bei Warendorf in Westfalen, hat für die Aussätzigen-Stationen in Afrika einen Kleinbus gespendet. Durch Sammlungen nach der Jugend-Gemeinschaftsmesse, in der Schule und in den Familien brachten die Jugendlichen insgesamt 2300 DM auf, für die sie einen gebrauchten Kleinbus erwerben konnten. Das Fahrzeug ist bereits nach Afrika überführt worden.

Heimkehrer–Dankeskirche in Bochum — Am 9. März werden 20 Rußlandheimkehrer den ersten Spatenstich für die Heimkehrer–Dankeskirche in Bochum–Weitmar vornehmen. Die Bauarbeiten werden voraussichtlich im Herbst 1959 beendet sein. Die Kirche wird den Namen "Heilige Familie glücklicher Heimkehr aus Ägypten" tragen. Solange die Bauarbeiten andauern, wird über dem Baugelände ein großes Kreuz ragen. Der Bau der Kirche, die von dem Bochumer Vikar Halbe geplant wurde, wird durch den Verkauf von Postkarten mit dem Bild der Stalingrad-Madonna finanziert. Der bisherige Betrag ist inzwischen auf 125 000 DM durch Spenden ans der ganzen Welt angewachsen. Insgesamt soll die Kirche rund 500 000 DM kosten.

Estland, Vergnügungssteuer für kirchliches Begräbnis Aus Anlaß des 40. Jahrestages der Gründung der Republick Estland teilten Vertreter der im Baltischen Rat zusammengeschlossenen litauischen, lettischen und estnischen Exilorganisationen auf einer Pressekonferenz in Bonn Informationen über neueste politische und insbesondere kirchen-politische Bestrebungen in den unterdrückten baltischen Staten mit. Seit dem Ende Januar in Riga abgehaltenen Kongreß der Kommunistischen Partei Estlands versuche man, der in diesen Ländern fast ausschließlich zur katholischen Kirche gehörenden Bevölkerung ihre Religionsausübung auf kaltem Wege unmöglich zu machen. So müßten die Gläubigen zum Beispiel für ihren Kirchgang Vergnügungssteuern wie für jeden Kinobesuch bezahlen. Sie müßten ferner, wie der ehemalige litauische Finanzminister Karvelis mitteilte, allein für eine Trauung 400 Rubel an die Gemeindeverwaltung, das heißt in die Kasse der örtlichen Sektion der Kommunistischen Partei zahlen. Trotz dieser und ähnlicher Schikanen habe jedoch bislang das in der litauischen Hauptstadt Kowno gelegene zur Zeit einzige katholische Priesterseminar der Sowjet-Union aufrechterhalten werden können.

Italien, Der einzige Begräbnisteilnehmer — Cerignola ist eine kleine Stadt in Süditalien. Ihre Bewohner führen ein karges Leben. Und nicht selten müssen die Alten von der öffentlichen Fürsorge betreut werden. Wenn sie sterben, ist oft niemand da, der um sie trauert. Dies war auch der Fall bei einem alten Mann, der im Krankenhaus von Cerignola verstarb. Er hatte weder Familienangehörige noch Freunde. Als er aus der Totenkapelle des Krankenhauses zum Friedhof getragen wurde, war niemand da, der dem Sarg folgte. Zufällig hatte der Bischof von Ascoli Satriano und Cerignola an diesem Morgen in dem Krankenhaus zu tun. Als er sah, wie niemand an dem Begräbnis des alten Mannes teilnahm, verschob er kurzer Hand seine Termine und schritt als einziger hinter den Trägern mit dem Sarg einher, um für die Seele des Verstorbenen zu beten.

Neuguinea, Laienmissionare auf Neuguinea — Fünf neue Laienhelfer aus Deutschland trafen im Januar auf dem Luftwege im Apostolischen Vikariat Alexishafen, Neuguinea, ein und konnten sofort ihre Tätigkeit beginnen. Unter diesen ist eine Lehrerin, die sich auf fünf Jahre für den auswätigen Dienst beurlauben ließ und in Mingende, im Hochland von Zentralneuguinea, den Unterricht an der Missionsschule leitet. Eine holländische Lehrerin war bislang allein auf diesem Posten tätig.

Russen verspotten den Glauben der Frauen
Moskau — Eine führende Zeitschrift in der Sowjetunion hat die Standhaftigkeit der russischen Frauen in ihrem religiösen Glauben angegriffen und verächtlich gemacht. Der Artikel in der Zeitschrift "Wissenschaft und Leben" betonte, daß trotz der "Emanzipation" der Frauen dieselben die Mehrheit der Kirchenbesucher bilden. Der Artikel beschuldigte die katholische Kirche, sie benütze ihre Hochämter, den Radio und Fernsehen, um fromme Frauen zu beeinflussen.

Diskussion zwischen Katholiken und Orthodoxen gesucht
Athen — Die Zeitschrift "Orthodox Skeuis" (Orthodoxer Gedanke) gab in ihrer ersten Ausgabe bekannt, daß sie eine Diskussion zum Zwecke der Beziehungen zwischen der katholischen und der östlichen orthodoxen Kirche anstrebe.

Der Sämann

von Hugo Kocher

Der Knecht, der das Saatgut herausgefahren hat, wendet die Pferde, und ratternd holpert der Wagen über den Feldweg dorfwärts. Der Bauer schaut ihm eine Weile nach, während er wie in Gedanken das Sätuch knotet. Karl Fronhofers Bewegungen sind heute gemessen, fast feierlich, sein sonst immer zu Scherz und Lachen bereiter Mund ist fest geschlossen und die Lachfältchen um die Augen glättet ein tiefinnerlicher Ernst. Sätag, Aussaat, das ist so eine der Feierstunden in Fronhofers bäuerlichem Leben. Nur ungern überläßt er diese Arbeit auf seinem ausgedehnten Besitz einem Knecht. Das hat er von seinem Vater, der sich immer bei Saat und Ernte dem Schöpfer am nächsten fühlte. Betend faltet der Bauer die Hände, andächtig schlägt er ein Kreuz, und nun schreitet er dahin, bedächtig, in abgewogenem Gleichmaß, und um ihn sprühen in goldenem Bogen die Körner, sinken in die aufgebrochene schwarzbraune Erde. Wie schön das ist, dieses Säen im ersten Morgenlicht, wie feierlich! Keinen ablenkenden oder alltäglichen Gedanken läßt der Fronhofer an sich herankommen; er ist ganz der heiligen Arbeit hingegeben. Dabei ist er sonst der lustigste von allen, ja, er weiß es selbst, daß er ein etwas lockeres Mundwerk hat. Auf alles weiß er einen Vers, und kaum einer wagt es, den Fronhofer Karl zu necken. Des Großbauern Schlagfertigkeit ist weitum bekannt und gefürchtet. Wie er so dahinschreitet, ist er das Urbild eines selbstbewußten, aufrechten Bauern, ein König auf seinem eigenen Grund und Boden.

In diesem Augenblick hätte der Fronhofer mit keinem Menschen auf dem Erdenrund getauscht. Er fühlte sich in dieser weihevollen Frühstunde ganz eins mit seinem Herrgott. Er tat das Seine und konnte nun getrost dem Herrgott des Übrige überlassen. Sonne, Regen und Wind sandte er zur rechten Zeit; um seinen Segen bat der Bauer bei jedem Schritt, bei jedem Wurf. Wie schön das war, dieses Hingegeben sein an Gottes Allmacht und Güte!

Als die Glocke vom nahen Kirchturm die zehnte Stunde schlug, knotete der Bauer das Sätuch vom Nacken. Er hatte sich die Vesperpause redlich verdient. Nun schritt er dem nahen Waldrand entgegen um sich dort unter die Bäume auf die Bank zu setzen, die er sich im Vorjahr gezimmert hatte. Ein schönes Plätzchen, von dem aus er seine Felder, den Hof und das Dorf übersehen konnte. Aber da saß ja schon einer, der Martl, ein alter Hausierer. Der Bauer wäre lieber allein geblieben, aber dann schritt er doch weiter. Es hätte wie Hochmut ausgesehen, wäre er umgekehrt, und wenn der große Bauer auch sonst nicht gerade viel mit dem Martl zu tun haben wollte, so mochte er ihn doch auch nicht beleidigen. Schließlich war er ja sein Schulkamerad, der Martl, ein armer Teufel, der es nicht leicht gehabt hatte im Leben. Das sah man ihm auch an. Krummgebeugt, vorzeitig gealtert saß er da, während der Fronhofer noch auf der Höhe seiner Kraft stand. So einer hatte nie der Aussaat erhebende Stunden gekannt, nie so unmittelbar aus des Herrgotts Hand die Ernte hingenommen. Nachdenklich, wie der Bauer heute war, überdachte er des Hausierers armseliges Leben. Mitleid stieg in ihm auf, und so fiel sein Gruß herzlicher aus als wohl sonst. Freundlich bot er dem Martl von seinem Vesper an.

Grad schön wars, Bauer, dir zuzuschauen, wie du so dahingegangen bist als Sämann. Hab an das Gleichnis in der Bibel gedacht, deine Körner fallen nicht unter Unkraut und Dornen, alles was recht ist, aber deine Felder, die sind die schönsten im Umkreis.

Der Bauer nickte. Ist auch Arbeit genug jahraus, jahrein. Aber man tut's gern. Hätte dirs vergunnt, daß du auch einmal ein Stück eigenen Grund unter den Füßen gehabt hättest, Martl. Hast noch nie in deinem ganzen Leben gesät!

Wohl, wohl, Bauer. Es hat mich in jungen Jahren oft verdrossen, ich hab gespart und gesorgt, aber weißt es selber, wie weit unsereins kommt als Taglöhner und Knecht. Und seit meinem Unfall vermag ich keine schwere Arbeit nimmer, muß zufrieden sein, daß ich mein Brot mit dem Hausierhandel verdien.

Dem Fronhofer wurde ganz eigen zumute. Er hatte ja noch nie viel über anderer Menschen Leben nachgedacht; die große Wirtschaft ließ ihm keine Zeit dazu. Er pflegte zu sagen, daß ein tüchtiger Kerl sich allemal durchsetze. Bedachte er es recht, so konnte er diese selbstsichere Regel nicht gut auf den Martl anwenden. Der hatte sich lebenslang redlich gemüht und geplagt. Eine kranke Frau, Unglück mit den Kindern; wahrhaftig, so einen konnte das Leben verleiden. Ein Wunder, daß der Martl immer so fröhlich und guter Dinge war.

In diese Gedanken hinein sprach der Hausierer (auch ihm war das Herz an diesem schönen Morgen aufgegangen): Ich hätt nie gesät, meinst du, Bauer. Er kicherte, dem muß ich widersprechen. Seit Jahr und Tag säe ich aus, hier und da. Wohl, wohl, Fronhofer, alle Tage ist Sätag.

Dem Bauern lag eine spöttische Bemerkung auf den Lippen, er unterdrückte sie, sah den andern fragend an.

Der nickte. Und nun wurde seine Rede feierlich, gemessen, nicht anders als des Bauern Gebet vor der Aussaat. Alle Tage ist Sätag, sag ich, Bauer, und das muß wahr

sein. Und überall liegt um uns des Herrgotts Seelenacker. Mein Geschäft führt mich täglich in hundert Häuser und mehr. Alle Sorgen und Freuden in der ganzen Umgegend kenn ich, jedes Kreuz und jedes Leid, das der und jener vor den Augen der andern verbirgt, mir wirds kund. Da streu ich meinen Samen aus, Fronhofer; ich tu's auf meine Art.

Ein gutes Wort zur rechten Zeit, eine Mahnung können Wunder tun. So habe ich es gehalten, seitdem ich mit dem Hausierkasten geh, und so will ich es treiben, bis mir der Herrgott den letzten Weg weist für meine müden Füß. Aussäen wohl, wohl, ich kenn die Freude, Bauer; das ganze lange Jahr, das ganze Leben ist Sätag. Wachsen und reifen lassen muß es der Herrgott, ohne seinen Segen ist auch meine Saat vergeblich. Manches Wort fällt auf unrechten Boden, manches Korn verdorrt, liegt unbeachtet im Herzenswinkel. Und doch vielleicht gehts einmal auf. Um die Ernte brauch ich mich nimmer sorgen bei meiner Aussaat, die mag mir dereinst den Weg in die Ewigkeit leichter machen, denn keines meiner Körner ist vergessen, das ich mit gutem Willen ausgestreut.

Der Bauer ist noch nachdenklicher geworden als er am Morgen schon war. Über seine frohe Innerlichkeit ist ein Schatten gefallen. Des Martl Wort hat ihn gepackt und läßt ihn nimmer los. Alle Tage ist Sätag! Wie manches Unkrautsamenkorn hat der Fronhofer schon verstreut in gedankenlosem Spott. Wie oft ist er hart und selbstsüchtig seiner Wege gegegangen an Not und Elend vorbei, anstatt zu säen und abermals zu säen. Das ganze Leben ist Sätag! Und wie manche lange Frist hat er vergeudet, nutzlos verstreichen lassen. Sein Leben, seine Pflicht schien ihm erfüllt in täglicher Sorge für sich und die Seinen, für den Hof, die Gemeinde. Wie viele Samenkörner ihm aber der Herrgott in die reichen Hände gelegt, die er achtlos weggeworfen oder verschleudert hatte, das wurde ihm in dieser Stunde klar. Fast schämte er sich vor dem kleinen buckligen Mann da hinten, der mit seinem schweren Kasten dorfwärts hinkte. Wie ein Sämann sah er freilich nicht aus, und doch wer weiß, an des Herrgotts Erntetag stand er als getreuer, wackerer Knecht vielleicht über manchem Herrn.

Sätag, ein gutes Wort, eine gute Tat zur rechten Zeit, einen Streit verhindern, einen andern zum Guten wenden, den Schlag, den man erhielt, nicht mit gleichem vergelten . . . Samenkörner über Samenkörner auf des Herrgotts Seelenacker. Wahrlich, er brauchte den Martl nicht zu bemitleiden; in jedem, auch dem ärmsten Leben. läßt sich ein Samenkorn für andere finden. Jeder Tag ein Sätag; diese Weisheit wollte der Fronhofer für sich bewahren und ebenso den Seinen weitergeben, wie dereinst sein Vater ihm als Jungbauern die Ehrfurcht vor dem Samenkorn, der Aussat in die Seele gesenkt hatte. –

Am meisten — „Welcher Roman, den Sie im letzten Kriege gelesen haben", wendet sich der Examinator an eine Abiturientin, die im Deutschen als schwach beurteilt ist, „hat Ihnen am meisten gesagt?"

Nach kurzem Sinnen bekennt sie:

„Der Roman ‚Vom Winde verweht' — er umfaßt über tausend Seiten."

* * *

Eine Kieler Familie gab die Geburt ihres Kindes „Stephan Joachim bekannt, „berichtigte" das aber am nächsten Tag in „Inga Elisabeth".

* * *

„Was sind Sie von Beruf?" fragt der Spieß mit seiner schnarrenden Stimme. „Pyrotechniker, Herr Hauptfeldwebel!" erwidert der Soldat. „Menschenskind", meint ungehalten die Mutter der Kompanie, „sag's halt deutsch, ‚Buchhalter'!"

* * *

Der Hausherr ist erbost — „Sie wollen diesen Monat wieder keine Miete zahlen", schreit er mit sich überschlagender Stimme, „das haben Sie doch vorigen Monat schon gesagt!" — „Ja", erwidert Bumski strohtrocken, „und sagen Sie selbst, habe ich mein Wort vielleicht nicht gehalten?"

* * *

Aus einer Konzertkritik in dem englischen Batt „Evening News":

„Der Künstler schlug das Pulikum sofort in seinen Bann. Seine Finger zuckten wie der Blitz in die Tasten. Die Pedalgebung beherrschte er meisterlich. Wenn er sich im Rausch der Musik halb von seinem Sitze erhob, rollte langgezogen der Donner."

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Schluß

Der Provinzial der Minderbrüder sandte Bruder Girolamo in die Schweiz. In Lausanne, wohin sich der Superior in der Not gewandt hatte, war man bereit, eine Anzahl Waisenkinder zu versorgen. Bruder Girolamo sollte zu den Menschen sprechen, den Familien, die eines dieser Ärmsten an Kindes Statt annehmen wollten.

Auf dieser Reise geschah es, daß Gott ihm ein Zeichen gab.

Durch einen Zufall, wie es die Menschen nennen, die Gott nicht sehen, in Wahrheit von Gottes wunderbarer Hand geführt, kam der Bruder, da die Strecke über den Simplon unterbrochen war, auf seltsamen Umwegen zur Straße über den Großen St. Bernhard. Er mußte zu Fuß über den Paß gehen. Doch, er war der Mühen gewohnt.

Auf dem Gipfel lag noch der Schnee des vergehenden Winters, ungestüm schon rauschten die Bäche hernieder, den Frühling kündend.

Als er die siebente Stunde unterwegs war, zog ein schweres Gewitter vom Passe herüber. Wolken verhüllten das Land. Dunkel wurde es mit einem Male. Der Sturm kam, Schnee fiel hernieder und trieb ihn zu einer verlassenen Almhütte, die dürftig, nur aus Steinen gefügt, seitab am Walde stand.

Er pochte an die Tür. Sie fiel ihm entgegen. Er trat ein. Er tastete in der Finsternis um sich, fühlte, dies war Heu, streckte sich müde und zerschlagen nieder.

Doch plötzlich war eine Stimme, die Stimme eines Mannes im Raume.

„Ist da jemand?"

Der Bruder konnte im Dunkel nicht sehen, wer dies fragte.

„Wieder die Stimme: „Bist auch einer?"

Seltsame Frage!

„Einer wie du, ja!" antwortete der Bruder.

Schweigen.

Draußen fiel Regen und nasser Schnee herab.

„Willst du auch über den Paß? Willst hinüber, meine ich . . ."

„Über den Paß, ja!"

Und wieder Schweigen. Dann ein grelles Lachen: „ Verflucht. Hier kriegt uns keiner mehr!"

Der andere richtete sich im Heu auf, man hörte das Rascheln im Heu. „Was hast du ausgefressen?"

Und als dieser nicht sogleich verstand: „Was du auf dem Gewissen hast, meine ich."

„Vieles!"

„Gut, morgen sind wir drüben. Dann kriegen sie uns nicht mehr, die verfluchten Hunde . . ."

Ein Wort, schwer zu verstehen, folgte. Oder war es ein Fluch?

„Kann ich dir helfen?" fragte der Bruder.

Wieder nur das Lachen, halb boshaft, halb schadenfroh.

„Helfen? Jeder hilft sich selbst. So läuft die Welt. Also höre: Ich war . . ." Es folgten Namen, militärische Bezeichnungen, er nannte einen Ort, berüchtigt im ganzen Lande. Dann: „Sandgrube! Verstehst du? Kommando Sandgrube! Ach du bist wohl nur ein Landser, wie? Hast nie etwas von ‚Sandgrube' gehört? Ihr lebt wie auf dem Monde. Eigentlich glücklich, so ein Mensch. Warum mußt du da eigentlich hinüber? Einerlei! Also, es waren, laß mich zählen! An die dreißig, vielleicht mehr, doch keine Menschen. Das heißt", er lachte wieder heiser, „Menschen natürlich schon, aber nur . . ." wieder das Wort, das er wie einen Fluch gebrauchte.

Der Bruder erschauerte: „Hast du sie getötet?"

„Was heißt das? Getötet! Nein, denn erstens: Es war Befehl. Zweitens: Es waren nur . . ."

„Getötet hast du sie! Bekenne es! Weißt du, was dies bedeutet? Jeder von ihnen hatte eine Mutter! Eine Mutter, die ihn in Schmerzen geboren hatte, die vielleicht auf ihn wartete. Jeder liebte das Leben, wie auch du es liebst! Würdest du sonst fliehen? Jeder . . ."

„Wie redest du denn?"

„Jeder war Mensch. Schlechter als du? Besser als du? Was ist gut, was ist böse? Wer könnte dies sagen? Es waren Menschen wie du und ich. Du hast deine Brüder gemordet."

„Befehl! Hörst du nicht? Es war doch Befehl!" zischte der andere.

„Es gibt niemanden, der dies befehlen könnte. Es gibt nur eines: Die Schuld. Und würdest du fliehen über alle Berge, bis an den Rand der Erde: du trügst diese Schuld mit dir!"

„Schweige, schweige! Hörst du!"

„Nur eines kann dich erlösen: Bekenne deine Schuld! Beginne ein neues Leben der Demut und Buße."

„Kein Wort mehr! Du Hund, du verfluchter Hund!"

Der Bruder fühlte, wie die Fäuste des andern nach seinem Halse griffen, wie sie sich um seine Kehle spannten.

Ein durchdringendes Lachen: „Du gehörst zu den anderen, einer mehr oder weniger!"

Die Fäuste preßten sich zusammen, der Bruder stöhnt auf. Es ist das Letzte, was er zu sagen vermag: „Du sollst nicht töten!"

In diesem Augenblick erhellt ein Blitz den Raum, kaum den Schlag eines Herzens lang, doch genug, daß der andere mit weitaufgerissenen Augen sieht . . .

„Ein Mönch?" keucht er, „bei Gott, und ich hätte dich beinahe erwürgt!" Er sagt dies bebend vor Angst. Übermächtig bricht das Geständnis aus seinem Herzen: „Ich habe getötet, ja. Arme, wehrlose Menschen getötet. Du hast sie gezählt. So nimm es als Beichte, hörst du, Bruder? Kannst du mir vergeben?"

„Ich vergebe dir", spricht der Bruder, „denn ich sehe, daß du deine Tat bereust!"

Und er beugt sich zu dem Knienden und murmelt in inbrünstigem Gebet die erlösenden Worte und schreibt das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn, auf den Mund und die Brust, dann hebt er den anderen zu sich empor.

Dieser aber faßt nach seinen Händen und sagt mit demütiger Stimme: „Laß mich mit dir gehen, Bruder!"

XXXVI

Es ging schon in den Herbst. Noch lag die Brache offen. Wie lange noch, und es würden die ersten Fröste kommen. So wurde es wieder einmal Zeit, den Grundacker zu pflügen.

Als die Nacht noch grau im Tale schlief, doch auf dem Berge der Tag schon im ersten, hellen Streifen über den Himmel ging, tränkte der Jungknecht die Rosse. Verschlafen noch machte er alles für den Acker bereit.

Der Bauer kam vom Hause herüber.

„Spann ein!" rief er und klopfte dem Braunen auf die Hinterbacken.

Der Jungknecht riß sich auf. Völlig wach war er jetzt. Was hieß das: Spann ein! Der Pflug stand doch schon bereit.

Daß der Bauer heute, wo der Grundacker schon wartete, einspannen ließ! Der Jungknecht schielte noch zum Himmel auf. Wenn die Morgennebel mit hellen Händern zu Berge stiegen, war der schönste Tag gewiß. Warum also mußte der Grundacker warten?

„Schleun dich!"

Nicht unfreundlich kam ihm der Bauer vor. Jetzt rieb sich der Jungknecht die Augen. Daß er dies nicht gleich gesehen hatte! Der Bauer trug ja das Feiergewand, heute, an einem nackten Werktag.

Als er auf den leichten Sommerwagen stieg, tanzten die Braunen schon ungeduldig. Trine kam aus dem Hause und warf einen Armvoll wollener Decken auf den Wagen. Sie rief dem Bauer nach: „Komm gut heim!" Das bedeutete viel, wenn Trine so etwas sagte.

Ja, es gab wohl einen besonderen Tag heute auf Fioll. —

Beim Elefantenwirt in Brixen stellte Anselm ein. Es war noch Zeit. Die Braunen hatten eine Ungeduld gespürt. Er war zu schnell gefahren.

In der Wirtsstube standen übernächtig die Stühle auf den Tischen, die vier Beine hochgereckt. Anselm band die Braunen an den Barren und trat ins Freie.

Am Ufer des Eisack schritt er entlang. Das Wasser war klar und rein. Grün stand es über den Tiefen. Helle übermütig leichte Wellen, wo der Fluß über die Felsen drängte.

Und drüben die Mauern, der Dom, die Häuser des Städtchens. Der Krieg hatte es übersehen, klein und still, wie dieses Brixen war. Alles war am alten Platze geblieben. Die Burgen rundum grüßten herein, fast bis Säben hinunter, wo, als wäre es nicht gut, wenn die weltliche Macht zu hochmütig würde, das Kloster aufstieg, steil, wie aus dem Felsen gewachsen.

Anselm brauchte an diesem Morgen eine sicher in sich gefestigte, gleichgebliebene Welt, auch wenn er nicht mehr der streitbare, hartnäckige, kampflustige Bauer war, der er einst gewesen. Anders würde das Leben nun trotzdem werden auf Fioll.

„Auf einem Wagen führe ich ihn heim", dachte er. „Lukas, den Ältesten, den Erbbruder auf Fioll. Wie anders ist doch alles gekommen!"

Es wurde Zeit. Er fuhr mit dem Wagen zum Bahnhof vor. Einem Burschen, der müßig an der Mauer lehnte, gab er die Rosse zu halten. So einem, wie nun Lukas war, mußte man wohl helfen, auch wenn es kaum fünfzig Schritte waren.

Der Zug fuhr ein. Anselm blickte die Wagen entlang. Dort setzte einer zwei Krücken vor sich auf den Boden und schwang sich vom Trittbrett herab.

Ja, das war Lukas.

Er trug noch die graue Soldatenmütze. Die Feldbluse war am Kragen offen. Das linke Hosenbein war mit einer Nadel hochgesteckt.

„Anselm!" sagte er und warf die rechte Krücke unter die Achsel, um die Hand zum Gruße frei zu bekommen.

'Ich habe den Wagen dort stehen, Lukas", sagte Anselm trocken. Doch er spürte, daß mit diesem Händedruck alles gesagt war.

Lukas nickte bloß und setzte wieder die Krükken ein.

Schmal war sein Antlitz geworden. Etwas Stumpfes, Müdes lag darin, jene abwartende Gleichgültigkeit, die der Krieg den Heimkehrern in das Gesicht geschrieben hatte. An der Schläfe sah Anselm das kleine rote Mal.

Lukas nahm die Mütze ab und strich mit der Hand über das Haar. So nebenbei, wohl zufällig nur, verdeckte er das Mal.

„Es war heiß im Abteil", sagte er, „so viele Menschen!"

Anselm nahm ihm den Rucksack ab und warf ihn auf den Wagen. Lukas trat zu den Pferden. „Den Handgaul kenn' ich noch. Vom Plangger in Seis! Stimmt's?"

Anselm nickte.

Lukas warf die Krücken auf den Wagen und kletterte auf den Bock. Anselm breitete ihm die

Decke über. Er zog einen Korb aus dem Wagenkasten hervor: „Dies gab mir die Mutter mit!"

Lukas hob das Tuch vom Korb. Ja, die Mutter! Eier, Speck, etwas Obst. Sie dachte an alles, die Mutter. Eine Flasche mit Wein. Lukas griff nur nach dem Apfel und roch daran.

„Der schmeckt nach daheim!" sagte er.

Die Braunen zogen an. Als sie nach Albions kamen, wichen die Nebel. In voller, strahlender Kraft brach die Sonne über das Land. Der Langkofel stieg aus dem Tal.

Die letzte Biegung — die Rosse dampften, der Weg war steil —, da lag Fioll.

„Warte!" sagte Lukas.

Anselm hielt den Wagen an.

„Wie es daliegt, dieses Fioll", sagte er, „als wäre nichts geschehen in der Welt mittlerweilen!"

Zwar hatte ihn Agnes dreimal zu Verona im Lazarett besucht. Doch wie sie da wartend im Anger stand, diese ewig junge, gütige Mutter mit ihrer schlanken, zierlichen Gestalt, war es ihm, als sähe er sie das erstemal wieder. Wie sie nun grüßend den Arm schwenkte und mit strahlender Miene voller Glück dem Wagen entgegensprang — kaum daß Anselm die Pferde halten konnte —, das war die alte, gute, liebe, treue Mutter. „Lukas! Hattest du eine gute Fahrt? Der Korb ist noch voll. Du hast ja gar nichts gegessen!"

Beide Arme streckte sie ihm entgegen, er griff danach. „Ach, diese lieben, guten Hände!" dachte er und sprang vom Wagen, ohne die Mutter loszulassen.

Sie wollte ihn stützen. Doch er wehrte ihr. Fest genug stand er auf dem Boden. Anselm reichte ihm die Krücken nach. Er nahm sie beide unter die Achsel, wie man einen Stock nimmt, wenn man einen Weg ohne Hilfe zurücklegen will. Die Mutter am Arme ,so hüpfte er auf das Haus zu. Es sah so merkwürdig aus, drollig fast, wie er da sprang. Nelda lachte weinte in einem.

„Ich habe dir deine Schlafstube wieder eingerichtet, Lukas. Deine Schriften, deine Bücher, auch, was der Goldiner dir gesandt hat — ja, das weißt du noch nicht. Das neueste Werk über Prothesenbau! Er läßt dich herzlich grüßen. Du sollst bald kommen! — Er war lange Zeit in einem Lager, nun ist er wieder in Eisenerz und Donawitz. Er braucht dich, Lukas, es ist viel Arbeit dort, vieles aufzubauen!"

Es war gut, daß die Mutter so für alle sprach. Das half über den ersten, schmerzlichen Eindruck hinweg. Jetzt lachte sie sogar laut heraus:

„Die Welt bleibt nicht stehen, und die Sonne geht nicht unter."

„Es muß doch wahr sein", sagte Lukas, „daß eine Mutter solange jung bleibt, als sie sich um ihre Söhne sorgen muß!"

Lukas mußte sich erst wieder an die Stiegen gewöhnen. Die Mutter meinte, es wäre besser, ihm ein Zimmer im Erdgeschoß einzurichten.

„Falsch, Mutter", rief Lukas, „nicht leichter darfst du es mir machen. Wie soll ich wieder ein ganzer Mensch werden, wenn du mir alle Hindernisse aus dem Wege räumst?"

Lukas schüttelte den Kopf: „Ja, schön wäre es, Mutter, aber da sind die anderen, was werden die sagen?"

Die Mutter lächelte mild, und ihre Augen blickten voller Liebe zum ungläubigen Sohn: „Lukas, glaube mir, das italienische Volk hat sich von jeher in der Geschichte als ein humanes und kulturell hochstehendes erwiesen. Es wird, dessen bin ich sicher, in unserem Falle manch anderem Volke ein gutes Beispiel von edler Menschlichkeit geben. Ich liebe dieses Volk, das Gestalten wie Papst Pius XII. hervorgebracht hat, und ich baue auf die Güte und Einsicht aller jener, welche mitzureden haben." —

Die Mutter öffnete die Fensterflügel weit.

„Jetzt, da das arme, ohnmächtige Österreich voller Liebe und Sorge auf uns blickt und im Norden das unglückliche und tapfere Volk der Deutschen in Schmach und tiefster Not daniederliegt, darf uns niemand unser bitteres Leid über diese Tragödie falsch auslegen, denn wir erleben nicht nur den furchtbaren Niederbruch eines der größten Völker der Erde, sondern damit verbunden, den Zerfall Europas."

„Meine Welt, Mutter, ist zerbrochen. Wo ich hinsehe — überall nur Trümmer! Vielleicht ist dies ein Komplex in mir geworden, vielleicht ist es die Rache eines gesunden Organismus gegen ein Gehirn, das fünf Jahre lang nur nachdenken durfte, wie man dieses Haus, jene Brücke in die Luft jagen, wie man überhaupt alles, was noch ganz ist, zerstören könnte. Nachts, wenn ich die Augen schließe, überfällt es mich. Dann sprenge ich wieder. Doch ich sprenge mehr als nur ein paar lumpige Städte. Ich sprenge diese ganze verfluchte Erde, ich sprenge sie mit ihren eigenen Energien . . ."

Seine Augen fieberten wie im Wahne.

„Wäre es nicht das Beste für diese Welt, Mutter?"

Da strich sie ihm leicht über das Haar und lächelte wieder ihr mildes, verstehendes Lächeln.

„Nein, Lukas, es wäre nicht das Beste!"

Er zuckte hilflos die Schultern.

„Christoph hat eine andere Formel gefunden für das, was du sagst, Mutter. Er sagt: Gott ist noch in der Welt. Ich habe viel über dieses Wort nachgedacht. Für mich liegt der Ton auf ‚noch'. Es ist sozusagen die letzte Chance, die Gott den Menschen gibt, eine kurze Bedenkzeit. Die Zündschnur liegt bereit, sie braucht nur den Funken noch!"

„Solange es noch Menschen auf dieser Erde gibt, Lukas, werden sie tausendmal bereit sein, Berge von Sorgen, Ängsten und Schrecken einzutauschen. Was wiegt alles Leid, das dieser Krieg über die Menschen gebracht hat, gegen das Glück, um ein Beispiel zu sagen, das aus einer einzigen großen Liebe kommt."

„Sprengen oder lieben — etwas muß man mit dieser Erde tun", meinte Lukas.

„Ja, etwas muß geschehen!" sagte die Mutter freundlich und zugleich ernst und drückte ihm die Krücken in die Hand. „Es ist Zeit, daß du nach Tschelm hinübergehst!"

Lukas fühlte das Blut in den Kopf steigen und war doch froh, daß die Mutter alles so entschieden anfaßte. So kam er am ehesten über vieles hinweg. Doch diese stumpfe Gleichgültigkeit. Immer die gleiche Frage! Hatte dies alles einen Sinn? Dieser Besuch in Tschelm beispielsweise?

Drüben sahen sie ihn schon von weitem über den Anger kommen. Der alte Tschelmer ging ihm entgegen und hielt weit die Tür offen.

Er war ganz in sich zusammengegangen, der Alte, gedörrt sah er aus. Die Pfeif hing kalt im zahnlosen Mund.

„So wohl, Lukas!" murmelte er und sah, wie mühsam er die kleine Stufe in das Haus nahm. Er stützte ihn am Arm.

„So wohl!" Nun saß Lukas am Tisch. Wer ihn so sitzen sah, konnte meinen, es wäre alles richtig an ihm.

Die Tschelmerin, kaum noch ihr eigener Schatten, trug das schwarze Kleid: denn erst die vorige Woche war die Nachricht gekommen, daß ihr einziger Bruder, der junge Bergater, in der Gegend von Würzburg gefallen sei, beim letzten Kampf seiner Truppe, so hieß es.

Ev trat mit Rupert ein, dem Sohne, der nun den Hof übernehmen sollte. Sie kamen vom Acker herein.

Lukas blieb, wie er war, hinter dem Tisch sitzen. Er wollte Ev nicht humpelnd entgegengehen, so fiel das mit dem Bein weniger auf. Evs Hand zitterte auch ein wenig, als sie ihm die Hand reichte zum Gruß nach so langer Zeit.

„Grüß' dich Gott, Lukas", sagte sie, und dann, „lange warst du fort."

„Ja, Ev, es hat mich weit herumgeworfen in der Fremde."

Das Herz klopfte Ev bis zum Halse, und sie wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen. Was würde nun wohl werden? So nahm sie erst einmal den Krug, um Wein und Brot zu holen.

Ev kehrte sich um und ging zur Tür.

„Was hast du, Ev?" fragte die Mutter.

„Ach, nichts" sagte Ev.

Ev hielt sich am Türrahmen fest. Plötzlich wankte sie.

Die Mutter sprang herbei, sie kam zu spät, Ev war zu Boden gesunken.

Die Mutter und Rupert halfen Ev auf die Bank. Sie lächelte wieder: „Laßt nur, es geht schon wieder. Es war nichts."

„Pflüg du besser deinen Acker fertig!" sagte die Mutter zu Rupert und schob ihn vor sich her aus der Stube.

Als Lukas sich umsah, waren auch die Alten gegangen.

„Nun sind wir beide allein", wollte Lukas sagen. Aber er schwieg lieber. Er sah auf Ev hin, wie sie da blaß am Fenster saß.

Sie trug ein dunkles Mieder mit einem hellen Saum. Ihr Antlitz lag im Schatten. Doch der Widerschein des spiegelnden Fensters fiel auf ihre Wangen. Ernster war sie geworden, ein leiser Leidenszug lag, kaum merkbar noch, um ihren schmalen, feinen Mund. Wie sollte er es nennen? Er hatte keine Sprache mehr für solche Dinge — reifer, fraulicher.

„Es ist doch gut", dachte Lukas, „daß etwas fest und treu geblieben ist in dieser Welt!" Und laut sagte er: „ Ist dir schon besser, Ev?"

„Danke, ja."

„Ich dachte mir's schon, wenn so ein Krüppel käme . . ."

„Es ist nicht das, Lukas."

Er begann zu rechnen. Waren denn wirklich sieben Jahre, sieben lange Jahre seither vergangen? Und Ev hatte auf ihn gewartet. Wie hatten ihn diese Jahre gewandelt! Dreimal ein anderer Mensch war in ihm aufgewacht und war wieder vergangen. Doch Ev wartete. Eine Welt stieg auf, eine Welt ging unter. Ev aber wartete. Krieg, Hunger, Elend — Ev wartete.

Was war dies für ein Wesen? Woher kam ihr diese Kraft? War dies also die Liebe, von der die Leute sprachen?

Doch, nun mußte wohl endlich ausgesprochen werden, was zwischen ihnen lag.

„Ich habe dir geschrieben, Ev, damals. Lange ist es her, freilich. Hast du meinen Brief nicht erhalten?"

„Doch!"

„Und der Brief war doch klar. Ich nahm an, du wüßtest also, wie ich über uns beide dachte."

„Die Mutter hat mir nichts verschwiegen!" Ev lachte gequält.

„Und jetzt ist nicht mehr viel von mir da. Ein Krüppel! Du siehst es doch!"

„Nichts sehe ich, Lukas. Ich sehe dich, wie du warst, wie du immer bist. Was soll für mich anders geworden sein?"

Er stemmte die Krücken in den Boden.

„Zum Teufel, du siehst doch" — er schlug die Krücken heftig auf. „Willst du etwa sagen, daß dies nichts ist, wenn man ein Bein verliert? Ein Kerl, wie ich war . . ." Er brachte den Satz nicht zu Ende, fing von neuem an: „Ich meine das, du siehst ja, was von mir geblieben ist. Es geschieht dir ganz recht. Warum hast du gewartet? Nun hast du die Bescherung!"

Da stand Ev auf. Ihre Augen standen voll Tränen. Sie weinte sehr und konnte nur mühsam sprechen.

„Wie quälst du mich, Lukas! Ach, ihr Soldaten! Was hat man aus euch gemacht? Ihr könnt nur mehr leiden sehen!"

„Nein, Ev, liebe Ev, so ist es nicht. Nur, wir sprechen eine andere Sprache. Im Grunde genommen . . ." Er stellte die Krücken in die Ecke und setzte sich. „Dieses Zeug", sagte er, „brauche ich das, wenn du mir hilfst?" Er griff scheu nach ihren Händen und zog Ev zu sich nieder.

Nach einer Weile sagte er: „Ev, du Arme, hast viel um mich gelitten, ich weiß es."

„Wir wollen die Wunden heilen lassen, Lukas, und nicht daran rühren", sagte Ev, deren Liebe und Treue ihre Weihe vom Leid erhalten hatte.

Lukas hielt ihre Hände fest in den seinen. Ev lehnte ihr Haupt an die breite, warme Brust von Lukas. Dann schloß sie ihre Augen, aus denen Tränen niederfielen auf die Hände der beiden, die ihr Glück endlich gefunden hatten.

Goldiners Buch ging Lukas bis in die letzten Träume nach.

Als Ev einmal in der Stille des Mittags nach Fioll herübergelaufen kam und nach Lukas Ausschau hielt, sah sie nur Agnes, die Mutter, in der blassen Wintersonne sitzen, sah, wie sie lachend zum Turm hinüberwies.

Klangen da nicht silberhelle Hammerschläge aus der Werkstatt?

Ev riß die Tür auf. Da stand Lukas am Amboß, den blauen Schurz umgebunden.

„Was machst du, Lukas?"

„Ein Knie!"

Er sah gar nicht auf, so hatte ihn diese Arbeit geackt.

Ev setzte sich still auf die Drehbank hin und sah ihm zu. Es dauerte lange, bis er aufwachte.

„Das Buch ist gut und gibt viele Anregungen über die Herstellung und den Ersatz fehlender Gliedmaßen. Der Verfasser versucht, aus der Nachahmung bisheriger Methoden herauszukommen. Man kann dem lieben Gott nichts nachmachen. Die Prothese braucht nicht zu lügen. Es ist das Los dieser Generation, unter Ruinen von Menschen. Also: Die Prothese soll nicht Ersatz, sondern ein völlig selbständiger, aus sich heraus funktionierender Mechanismus sein. Wenn wir Menschen ein Knie zu machen versuchen, wird es natürlich anders, als wenn der liebe Gott eines macht."

Er trat zu ihr hin und nahm ihren Kopf in seine Hände. „Du wirst deine Freude haven, Ev. Wenn ich wieder ein Bein habe . . ."

Da lächelte sie: „Mir ist's wichtiger, daß du wieder dein Herz gefunden hast."

Ev hatte sich im Turm eine Wohnung eingerichtet. Die kleine Küche, die Stube! Die Mutter ist wieder in das Haus gezogen und hat für Christoph das große Turmzimmer schön hergerichtet.

Lukas meinte, wenn man nun schon einen würdigen geistlichen Bruder hätte, so sollte man schon diesen bitten, die Trauung durchzuführen.

Nun stand Christoph auf der Kanzel in der lieben alten Kirche in Reinalt. Die Kirche war voll von Menschen, eine große erwartungsvolle Stille war eingetreten.

Christoph, der Pater Girolamo, sprach von der brüderlichen Liebe, von der Güte und der Armut. Er gedachte der Armen, denen die Zeit alles genommen: Heimat, Hab und Gut, Gesundheit und Glück, und ermahnte die anderen, denen der Allmächtige ein glücklicheres Los zuteil werden ließ, den Armen zu helfen. Und er wiederholte die Worte eines deutschen Pfarrers, die dieser vor Jahren zur schweren Zeit des Entscheides in einem Aufsatz niedergeschrieben hatte; so sprach er sie nochmals von der Kanzel herunter, und manch einer erinnerte sich ihrer:

„Die Macht Gottes kann es dulden, daß die Seinen eine Weile unter den Schatten der Not und des Todes stehen, doch wird Er keines Seiner Kinder vergessen. Ihr habt den Vater im Himmel angerufen in jener Zeit höchster Not, und Er hat eure Stimme gehört. Danket Ihm, dem Allmächtigen, lebet nach Seinem Gebot!"

„Liebet einander!" rief er und sagte, daß dieser Grundsatz in der Familie, in der Gemeinde und in den Völkern der Erde die einzige Rettung sei, um die Menschheit, die heute überall von der Furcht eines bösen Verhängnisses gepeinigt ist, von den Gespenstern der Zukunft zu befreien. „Kein Volk kann sein Glück auf dem Unglück eines anderen Volkes aufbauen, und kein Mensch darf versuchen, sein Glück auf der Not eines anderen zu gründen. Seid Brüder und liebet einander, blickt auf Christus und lebt ihm nach." Er ermahnte die Gemeinde, jenen Zwiespalt zu vergessen, den der unglückliche Gedanke der Abwanderung heraufbeschworen hatte. — „Niemand ist frei von Schuld, und wir müssen eine neue Zukunft aufbauen, die Jungen wie die Alten, die im Süden wie die im Norden."

Agnes blickte zum Altar hinauf, Tränen des Dankes brannten in ihren Augen, ihr mütterlicher Wunsch war erfüllt ,es hatte sich alles zum Guten gewendet. Neben ihr kniete Lukas neben Ev, die über der Rojener Tracht den Brautschleier trug. Das glitzernde, goldene Krönlein funkelte im Spiel der Sonnenstrahlen auf ihrem Haar. Die schöne Stimme des alten Parathoner klang heute besonders feierlich und erhebend. Als er das „Ite missa est" sang, zitterte die Stimme ein wenig, das Herz des Pfarrers klang mit, man spürte es.

Nach dem Hochamte schritten Lukas und Ev vor den Altar und knieten nieder. Christoph segnete sie, und während er seinen Bruder Lukas Hellensteiner mit Eva Senn, Tochter auf Tschelm, durch das Sakrament der Ehe zusammenschloß, klang vom Chore nieder die Stimme eines Engels. Es war Nelda, die das Benedictus sang für alle, die da guten Willens waren.

Auf Fioll wurde Hochzeit gefeiert, und die Mutter und Trine und die Mägde hatten alle Hände voll zu tun, um die Gäste zu bewirten. Christoph ging währenddessen in den Lärchenwald und nach Surlay. Wie glücklich war er, und wie liebte er diese Einsamkeit auf den Wiesen, wo er einstmals die Lämmer hütete. Auch die Stimme des Tschoi rauschte fröhlich and versöhnlich an sein Ohr, es war alles verziehen und vergeben.

Die Mutter wollte, daß Christoph noch länger bliebe. Doch schon am dritten Tage faßte ihn

die Unruhe wieder. Er fragte nach den Menschen im Dorf, denen es not wäre, zu helfen, und bald ging er nach Antermoja hinüber und nach Duron und Corvea und war wieder unterwegs in den Gemeinden Ladiniens und predigte und sprach mit den Menschen dort in ihrer Sprache, die er liebte wie eine Mutter und die er nicht vergessen hatte in all den Jahren.

Bald mußte auch Agnes Abschied nehmen von Lukas und Ev. Sie tat es schweren Herzens und doch voller tröstlicher Liebe; denn sie wußte, daß dieser Bund fürs Leben besiegelt war und gesegnet durch die Kraft einer Liebe, die mehr wog als alles Eisen vom Erzberg. Sie wußte aber auch, daß das Letzte im Leben jeder Mutter der Verzicht ist. — (Ende)

Aus unseren Gemeinden

(Fortsezung von Seite 23)

Kolping in Winnipeg – Wie voriges Jahr, so werden auch dieses Jahr geschlossene deutsche Exerzitien für die Kolpingsfamilie abgehalten werden. Die Exerzitien finden im Exerzitienhaus der Oblaten zu St. Boniface, Man., vom 23. bis zum 25. Mai statt. Der Schriftleiter des Marienboten wird uns die Exerzitien predigen. Dieses Jahr möchten wir unseren Exerzitien etwas Neues hinzufügen. Da es unter uns verheiratete "Gesellen" gibt, wurde beschlossen, den dritten Exerzitientag, Sonntag d. 25. Mai, zusammen mit unseren Frauen beim Herrgott zu verbringen. Der dritte Tag soll "Familien-Exerzitientag" sein.

Toronto – Unsere Gemeinde steht im Zeichen der Einkehrtage. Den Anfang machten die Männer des heiligen Namensverbandes. Ihm folgten in den restlichen Wochen der Fastenzeit die Einkehrtage der Mädchen, die der männlichen Jugend, und am letzten Sonntag in der Fastenzeit schließen die Jungverheirateten den Zyklus. Der Tag begann mit einem feierlichen Einmarsch in die Kirche. Dem Priester und der neuen Fahne des H.N.V. folgten die Männer in Paradeform zum Altar. Ihr geistlicher Präses, hochw. Pater Staniislaus Götz, las die Messe. Seine Altardiener waren die Herren Silvay und Helmlinger. Hochw. Pater Karl Schindler hielt die Fastenpredigt. Der Männerchor hatte für diese Feier das Singen während der Messe übernommen. Nach einem Morgenkaffee im Untergeschoß der Halle versammelten sich die Männer in der Halle selbst um einem Vortrag von Hochw. Pater Emil Urban zu lauschen. Der Vortragende zeigte, wie seit 2 000 Jahren die Welt einen Kampf, der als Kampf einer Idee bezeichnet werden kann, gegen Christus führt. Der Kampf gipfelt in der Kardinalfrage: Ist Christus Gottessohn? "Ist er es nicht," so führte der Redner aus, "dann treiben wir einen Götzendienst, dann ist die Menschheit nicht erlöst. Dann wäre der Christ ein Idiot und der Verbrecher der einzige normale Mensch." "Unsere ganze Religion steht und fällt mit dem II. Glaubenssatz: Ich glaube an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn!" Pater Urban ging dann dazu über, die Vernunftgründe des Glaubens zu untersuchen. Er baute sie in drei Gruppen auf: Die Beweise des himmlischen Vaters selber, die Beweise, welche von Christus selbst ausgehen und die Beweise seiner Kirche. Die erste Gruppe schließt die Messiasprophezeihungen ein und deren haargenaue Erfüllungen. Die zweite Gruppe stützt sich auf das allen Zweifel ausschließende Wort des Erlösers selbst. Die letzte Gruppe erhält Bestand durch die Aussage eines Petrus, eines Johannes (Johannesevangelium: "Im Anfang war das Wort") und auf Grund der Fortbeständigkeit der Kirche trotz allen Anfeindungen während fast 2 000 Jahren.

Inzwischen hatten die Frauen der Gemeinde ein schmackhaftes Mittagessen zubereitet das in der Halle eingenommen wurde. Als Gastredner war Mr. D. L. Boufford erschienen. Er sprach von seinen Kriegserlebnissen während des ersten Weltkrieges um zu beweisen, daß das volle Vertrauen auf Gott und seine Heiligen einem in Todesgefahr stehenden Menschen von großem Nutzen sein kann.

Wiederum ergriff Hochw. Pater Urban das Wort um in seinem zweiten Vortrag das Gesagte des ersten Vortrages zu ergänzen. Er skizierte in kurzen Worten die Zerrissenheit der modernen Welt von der ein Philosophenkongress nach dem letzten Kriege behauptete: "Der Mensch von Heute steht zwischen Gott und dem absoluten Nichts." Wir hörten wie der berühmte spanische Maler von Heute, Picasso, behauptet: "Der Moderne Mensch kennt nur Trümmer." Picasso malt diese Trümmer weil sie ihm ein wahres Bild der heutigen Welt bedeuten. Der Vortragende zeigt die "modernen Erlöser" auf die unter den Namen Stalin, Hitler und wie sie auch heißen mögen, die Menschen irreführten.. Wie groß diese Verirrung war unterstrich ein Erlebnis in 1942 an der Front. Ein betrunkener Hauptmann hielt eine Weihnachtsansprache. "Für uns ist kein Kind in Bethlehem geboren, für uns ist Adolf geboren!" Wir hörten von dem Wunder des Lichtes, der Sonnenaufgang im Hochgebirge, übertragen auf das Licht, das uns der Erlöser selbst überlassen hatte. Pater Urban erklärte ferner den Sinn der Worte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, schließend mit dem Apell, daß der Verein sich darauf einstellt, durch Werbearbeit alle Männer der Gemeinde dem Verein zuzuführen. Diesen beiden so eindrucksvollen Vorträgen folgte der Rest des Programmes: Eine kurze Sitzung, eine Kreuzwegandacht mit Fastenpredigt von Hochw. Pater Urban und der Schlußsegen. Wir aber möchten diesen Bericht schließen mit der Einladung an die Männer der Gemeinde, die noch außerhalb des Verbandes stehen, eine Einladung zum nächsten Einkehrtag an welchem auch sie teilnehmen würden. Es ist ein Schritt, den Keiner bereut. Nie wurde dies deutlicher fühlbar als heute da wir zu Füßen des Vortragenden sitzen durften.

(Ferdinand Kälble)

Bursen für Priesterstudenten

"Ein Missionspriester ist die größte Gabe, die das katholische Volk der Heidenwelt schenken kann", schrieb der große Missionswissenschaftler Pater Robert Streit O.M.I. Es hat der Heiland wohl die Heidenwelt eingeladen, zu kommen, um von Ihm zu empfangen, Segen und Ewigkeit. Es hat der Heiland aber eines ganz besonders betont: "Geht hin, und lehret alle Völker!" Und diese Worte hat Er uns gesagt, den Gläubigen. Nicht alle können hingehen um zu lehren die Völker. Doch helfen jenen, die wirklich hinausziehen in die Welt der Heiden, das können wir und müssen wir! Und das tun wir auch. Wir sammeln für die Erziehung armer Buben zum Priestertum in den Reihen der Oblatenmissionare der Unbefleckten Jungfrau Maria. Gottes Segen ist mit unserem bescheidenen Werk.

★

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,956.76
John Novakowsky, Saskatoon, Sask.	3.00
Ein Freund, Regina, Sask.	3.00
Joe A. Stang, Cosine, Sask.	2.00
Ein Freund, Thorsby, Alta.	10.00
Ein Freund, St. Gregor, Sask.	5.00
A. Heidrich, Vancouver, B. C.	2.00
Eine Leserin, Tribune, Sask.	1.00
Mr. and Mrs. M. Miller, Vancouver, B. C.	2.00
Mrs. Elisabeth Gartner, Toronto, Ont.	5.00
	$6,989.76

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Bisher eingenommen:	$292.00
John Tiar, Regina, Sask.	1.00
Mrs. Barb. Volk, Tramping Lake, Sask.	5.00
St. Mary's C.W.L. Raffle (Prize donated by Mrs. H. Burghardt, Regina Sask.)	160.50
Joseph Weiss, Pilger, Sask.	3.00
Donation	15.00
Ein Freund	10.00
St. Mary's Sienna Club, Regina, Sask.	40.00
Mr. and Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	10.00
Mrs. F. Wolff, Regina. Sask.	20.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	20.00
	$576.50

St. Karl Burse

Bisher eingenommen	$1,656.87
Mrs. R. Braxmeier, Vancouver, B. C.	1.00
	$1,657.87

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

"Roswitha von Gandersheim" – von Doerthe Ulmer-Stichel; Matthias-Grünewald Verlag, Mainz. 276 Seiten. DM 11.80. Eine Erzählung, die uns zurückführt in die Zeit Kaiser Ottos des Großen, da im Reichsstift Gandersheim am Harz die Nonne Roswitha der deutschen Literaturgeschichte die ältesten Versuche des Kunstdramas schenkte. Die Schreiberin Ulmer-Stichel führt uns mit warmer Lebendigkeit zurück in die Geschichte alter Tage, läßt uns auch tief hineinblicken ins Leben der Nonne Roswitha. Dieses Buch sollten wir hier im Ausland lesen. Es hält in uns die Liebe zur Heimat und zu ihrer tief christlichen Kulturgeschichte wach.

"Nehmet hin und esset" – Friedrich Pustet, Regensburg. 104 Seiten. DM 4.50. Ein Religionsbuch für den Erstkommunionunterricht mit Bildern von Franz Friedrich. Verfasser ist Kaplan Heinrich Schaefflen. "In der Hand des Vater oder der Mutter kann das Buch auch für die Vorbereitung zur privaten Frühkommunion dienen", schreibt der Verfasser. Uns hier im Ausland täte es sehr gut, wenn Vater und Mutter aus diesem prachtvollen Büchlein ihren Kindern vorlesen und erzählen würden.

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg, Deutschland
4 Bücher von P. Richard Gräf C.S.S.P.
"Macht des Gebetes" – 168 Seiten, kartoniert DM 3.90, in Leinen DM 5.90. Wer P. Gräfs Buch "Ja, Vater" kennt, wird mit Freuden auch nach diesem Werk greifen und es ebenso beglückt und bereichert aus der Hand legen wie das erste. Das Gebet ist eine Macht, die Himmel und Erde bewegen und alles neu erschaffen kann, die alles, was zum Heil notwendig ist, zu ersetzen vermag, ohne selbst ersetzbar zu sein.

"Ja, Vater. Alltag in Gott" – 222 Seiten Taschenausgabe, kartoniert DM 2.20. Geschenkausgabe im Oktaveformat, auf bestem Papier in grünem Feinleinen-Einband DM 7.50. . . . das religiöse Lebensbuch für jedermann, von dem eine befreiende, stärkende und frohmachende Wirkung ausgeht, weil es schlicht, lebendig und wirklichkeitsnah geschrieben ist und in wohltuender Klarheit sagt, wie jeder zu einem gesunden und innerlich reichen religiösen Leben kommen kann.

"Selig die Hungernden" – 202 Seiten, Halbleinen DM 3.— Tiefen christlichen Lebens sind hier aufgezeigt, aber nicht nüchtern theoretisch, sondern erfüllt von heiliger Begeisterung und in einer Sprache, die für jeden verständlich ist. Dieses Buch vom lebendigen Glauben hat schon vielen Menschen Licht und Trost gespendet.

"Das Sakrament der göttlichen Barmherzigkeit" – 120 Seiten, Halbleinen DM 2.— Wie alle Gräf-Bücher hat auch das Beichtbuch deshalb eine so starke, befreiende Wirkung, weil es beruhigt, aufklärt, Mut macht, die Dinge beim richtigen Namen nennt, nicht im allgemeinen steckenbleibt, sondern Lösungen vermittelt und ganz praktische, gesunde Ratschläge erteilt.